Biogr.
2215

iogr. 2215

(Goethe)

Prutz

Digitized by Google

Goethe.

Eine biographiſche Schilderung

von

Robert Prutz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Allgemeine Charakteriſtik.

Daß unter den Hülfsmitteln, welche die Literatur darbietet, die ſittliche Bildung des Volks zu kräftigen und den Wetteifer der heranwachſenden Geſchlechter zu entzünden, die Geſchichte der großen und verdienten Männer, welche vor uns gelebt haben, eine der erſten Stellen einnimmt, iſt längſt anerkannt und durch die Erfahrung beſtätigt. Nur über die Kreiſe, aus denen der Geſchichtſchreiber dabei ſeine Helden zu wählen hat, iſt man noch nicht völlig einig. In frühern Zeiten waren es ausſchließlich die eigentlichen Männer der That, die Helden des Schwerts, die großen Könige und Feldherren, denen die Ehre einer derartigen populären Darſtellung zutheil ward, und nur gleichſam um den Glanz ihrer Erſcheinung durch den Contraſt noch mehr zu heben, wurde dem Volke daneben auch wol das Leben ſolcher Männer geſchildert, welche durch eine ungewöhnliche Kraft des Duldens, durch Entſagung und Aufopferung ſich um ihre Mitmenſchen verdient gemacht: alſo beſonders Geiſtliche und Lehrer, welche, unter Verzichtleiſtung auf weltliches Glück und weltliche Ehre, ihr Leben nur dazu angewendet, der leidenden Menſchheit zu dienen und durch weiſe Benützung geringfügiger Mittel Anſtalten und Einrichtungen zu gründen, um deren willen ſie noch von den ſpäteſten Nachkommen als Wohlthäter verehrt werden. Erſt in neueſter Zeit ſind dazu dann noch die eigentlichen bürgerlichen Helden gekommen, die Männer der Arbeit

und der gewerblichen Thätigkeit, die großen Erfinder, denen wir alle jene wunderbaren Entdeckungen verdanken, welche dem industriellen Leben unserer Tage einen so staunenswerthen Aufschwung gegeben haben und in denen der sinnige Beobachter mit Recht zugleich ein gewisses Unterpfand fortschreitender geistiger und politischer Entwickelung erblickt. Alle diese Verdienste, das fürstlich-kriegerische, das religiös-wohlthätige, das bürgerlich-erfinderische, haben ihre volksthümlichen Darsteller gefunden und werden als ein würdiger Stoff für die Bildung des Volks anerkannt; daß aber auch die Künstler, die Dichter in die Reihe dieser Männer gehören, daß auch in ihrem Lebensgange etwas ist, woraus das Volk lernen, woran es sich erheben und erwärmen kann, das will noch heutigen Tages den Wenigsten zu Sinn.

Im Gegentheil, noch bis auf diese Stunde ist es eine ziemlich verbreitete Meinung, als ob ein Gedicht, ein Kunstwerk um so tiefer wirke und um so besser genossen werde, je weniger man von seinem Urheber weiß. Die Lebensläufe der Dichter, sagt man, gehören lediglich in die Literaturgeschichte, das Volk als solches interessiren sie nicht, das hält sich nur an ihre Schöpfungen, und da bekanntlich jedes echte Kunstwerk sich von selbst erklärt, so sind auch alle biographischen Commentare und Erklärungen von Ueberfluß oder können höchstens dazu dienen, die Neugier ästhetischer Feinschmecker zu kitzeln. Der wahre Dichter, setzt man hinzu, hält es mit der Nachtigal, die in ihrem unscheinbaren braunen Gewande sich jederzeit da ansiedelt, wo das Gebüsch am dichtesten, die Einsamkeit am ungestörtesten ist; gleich dem Vogel Phönix soll er stets nur über der Erde schweben, und wenn er sie ja einmal berührt, so ist dies nur, um sofort mit gereinigtem und geläutertem Inhalt in seine ätherische Heimat zurückzukehren.

Das hört sich nun wol sehr poetisch an, beruht aber doch auf einer argen Verkennung der Kunst und ihrer ersten und nothwendigsten Gesetze. Alle Kunst ist nur ein Product des

Lebens; derſelbe Geiſt der Zeiten, der das Schwert des ſiegreichen Feldherrn leitet, der im Hirn des einſamen Erfinders grübelt und brütet — derſelbe Geiſt der Zeiten, dieſelbe Gemeinſamkeit des nationalen Lebens bildet auch den Lebensathem der Kunſt und erzeugt jene Werke des Meißels und des Pinſels, der Muſik und der Dichtkunſt, welche das Entzücken der Zeitgenoſſen, die Bewunderung der Nachwelt bilden, und zwar eben deshalb bilden, weil der Geiſt der beſtimmten Zeit ſich darin ſo rein und deutlich ausgeſprochen findet.

Denn das iſt überhaupt das köſtliche Vorrecht des Künſtlers, daß er in ſchöner Form auszuſprechen und darzuſtellen weiß, was die Uebrigen nur unvollſtändig ahnen und empfinden; nur dieſe Schönheit der Form, dieſe plaſtiſche Energie und Sicherheit der Darſtellung iſt ſein göttliches Monopol, den Inhalt ſelbſt liefert ihm die Zeit und das Leben, ſein Volk und deſſen geſchichtliche Entwickelung. Nicht alſo wie ein Vogel Phönix ſchwebt der Künſtler über ſeiner Zeit, vielmehr iſt er mitten in ſie hineingepflanzt gleich einem Baume, deſſen Wurzeln in die Tiefe der Erde reichen, deſſen Gipfel hoch in die Lüfte ragt und der uns daher auch in ſeinen Blüten und Früchten nur gleichſam das milde Walten jener Naturkräfte darſtellt, denen er ſelbſt ſein Daſein verdankt. „Wer den Dichter will verſtehen, muß in Dichters Lande gehen.“ Alle echte Poeſie iſt Gelegenheitspoeſie; das heißt, der Dichter kann nur dichten, was er ſelbſt unmittelbar als ſein eigenſtes Schickſal erlebt und empfunden hat. In dem Leben des Einzelnen aber ſpiegelt ſich jederzeit das Leben der Geſammtheit; wie Niemand ſo hoch ſteht, daß er dem Boden ſeiner Zeit und ſeines Volkes entwachſen wäre, ſo iſt auch kein Leben ſo niedrig, keines ſo unbedeutend und ereignißlos, daß nicht das ganze Leben der beſtimmten Zeit und der beſtimmten Nation, welcher der Einzelne ſelbſt angehört, ſich darin wiedererkennen ließe.

Dieſer allgemeine Inhalt des perſönlichen Lebens muß nun aber wieder in den Werken des Dichters, des Künſtlers

zutage treten. Es ſind Alles, wie Goethe ſich einmal ausdrückt, „wiederholte Spiegelungen": die Zeit ſpiegelt ſich im Leben des Dichters und das Leben des Dichters ſpiegelt ſich in ſeinen Schöpfungen; man kann dieſes nicht ohne jene, die Werke nicht ohne das Leben, aber auch die Zeit nicht ohne ihre Dichter verſtehen und würdigen.

Damit dürfte nun auch wol die Frage, inwieweit das Leben der Dichter ein würdiger Stoff volksthümlicher Behandlung iſt, erledigt ſein. Freilich wird das Leben der Dichter auch im günſtigſten Falle niemals ſo reich an Ereigniſſen ſein, es wird niemals dieſen Wechſel der Scenen, dieſe Fülle der Begebenheiten, dieſe überraſchenden und erſchütternden Situationen darbieten wie das Leben großer Könige und Feldherren. Allein wie der Naturforſcher auch nicht blos Löwen und Elefanten ſecirt, ſondern auch das kleine unſcheinbare Gewürm, der Vogel in der Luft, das Blatt am Baum feſſelt ſeine Wißbegier und enthüllt ihm eine Welt der Wunder: ſo iſt auch das einfache ereignißloſe Leben der Dichter und Künſtler der Beachtung nicht minder werth wegen des ſchmuckloſen Rahmens, der es umgibt. Im Gegentheil, gerade wegen dieſer Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit läßt es den allgemeinen Inhalt der Zeit um ſo reiner und kräftiger durchſcheinen — wie man ja auch durch ein einfaches Glas beſſer ſieht und die Gegenſtände deutlicher erkennt als durch ein kunſtvoll geſchliffenes, das mit ſeinen bunten Regenbogenfarben das Auge nur blendet und in Verwirrung ſetzt. Schon die Alten bezeichneten die Dichter als Seher und Propheten; der allgemeine Bildungstrieb des Volksgeiſtes entfaltet ſich in ihnen als in ſeinen letzten feinſten Spitzen, ſeinen Blüten gleichſam, und die Schönheit und Beſtimmtheit der Form, welche ihren Werken eigenthümlich iſt, ſowie das Bewußtſein, das ſich darin ausſpricht, läßt den geheimnißvollen Inhalt mit einer Deutlichkeit erkennen wie nirgends anders. Erſt in ihren Künſtlern, in ihren Dichtern wird eine Zeit ſich ihrer ſelbſt wahrhaft bewußt; darum

wer seine Zeit und sein Volk gründlich verstehen will, der studire ihre Dichter, der durchforsche nicht blos ihre Werke, sondern auch ihren Lebensgang und überzeuge sich, wie hier das Allgemeinste und Unfaßbarste zu persönlicher Gestalt und individuellem Ausdruck gelangt. Wer zumal könnte sein eigenes Volk lieben und richtig verstehen ohne seine Dichter zu lieben? Liebe aber, wenn sie wirklich fruchtbar werden, wenn sie die Seele veredeln und zu Thaten anfeuern soll, setzt Verständniß voraus; darum ist auch das Verständniß unsrer großen Dichter und ihres Lebensganges ein nothwendiges Erforderniß für jene tiefere volksthümliche Bildung, welche, indem sie den Kern des nationalen Wesens begreift, zugleich die Kraft und Fähigkeit verleiht, denselben durch Thaten zu verwirklichen.

Allein wenn das Alles auch eingeräumt wird und wenn die Lebensgeschichte unserer großen Dichter in der That als ein würdiger Stoff volksthümlicher Belehrung und Unterhaltung anerkannt werden muß — gilt dies Alles darum auch von Goethe? Gellert, Klopstock, Schiller — allerdings, das sind Männer, an deren Beispiel die Nation sich bilden und erheben kann: aber Goethe?! Daß Goethe ein großer Dichter war, der größte vielleicht von allen, die wir jemals besessen, das freilich gibt man zu. Aber war dieser große Dichter auch zugleich ein großer Mensch? Oder war er nicht vielmehr eine weichliche schönselige Natur, ein Genußmensch ohne sittliche Kraft und Würde, ein Egoist, der stets nur an sich selbst dachte, unempfindlich für Freundschaft, Vaterland und Freiheit, ohne Ahnung des Göttlichen, ein in sich selbst verschlossener kalter, trotziger Heide?

Die Antwort auf diese Fragen kann natürlich nur unser Schriftchen selbst geben. Wir müssen uns dabei, dem Zweck dieser Sammlung gemäß, auf eine flüchtige Zusammenstellung des Thatsächlichen beschränken; wir können hier nur Chronisten sein, nicht eigentliche Historiker und noch weniger Kritiker, weshalb denn auch die ästhetische Würdigung der einzelnen

Goethe'ſchen Schriften hier durchaus beiſeite geſetzt bleiben muß. Aber auch dies flüchtige, farbloſe Gemälde, das uns hier allein verſtattet iſt, wird, wie wir hoffen, die Grundloſigkeit jener Anklagen zeigen; es wird zeigen, daß Goethe nur deshalb ein ſo großer Dichter, weil er zugleich ein ſo großer und bedeutender Menſch und daß mit ſeinen bewundernswerthen künſtleriſchen Gaben ebenſo große ſittliche Eigenſchaften verbunden waren.

Und zwar ſittliche Eigenſchaften, die er, wie es die Natur der Sittlichkeit mit ſich bringt, ſich ſelbſt erſt durch innere und äußere Kämpfe erworben und befeſtigt hatte. Viele, ſelbſt unter Goethe's eifrigſten Bewunderern, bewundern hauptſächlich nur, was ſie Goethe's Glück nennen; gleichſam von den Göttern ſelbſt zu ihrem Liebling geweiht, imponirt er ihnen durch die Großartigkeit und Fülle ſeiner Erſcheinung, die Leichtigkeit ſeiner Entwickelung, die Vollſtändigkeit und Größe des Erreichten.

Allerdings iſt dies die eine Seite ſeines Weſens, aber auch nur die eine; Goethe iſt der ſchöne Menſch als ſolcher, er iſt das zur Kunſtſchönheit verklärte und geläuterte Individuum des 18. Jahrhunderts.

Das 18. Jahrhundert überhaupt iſt das Jahrhundert der Subjectivität. Die Perſönlichkeit, das Ich, ringt ſich noch ein mal los von den Banden der Convenienz; es ſchüttelt das Joch des Pfaffenthums, den Staub der Gelehrſamkeit von ſich, es ſtürzt ſich in den Strudel der Wirklichkeit, ringt, kämpft, leidet; es berauſcht ſich an ſich ſelbſt und befeſtigt ſich durch Kampf und Rauſch und Irrthum nur immermehr in dem Bewußtſein ſeiner göttlichen Abſtammung und ſeiner nothwendigen Verſöhnung mit dem Ewigen.

Daher dieſer eigenthümliche Lebensdrang, den wir im Laufe des 18. Jahrhunderts auf allen Gebieten menſchlicher Thätigkeit wahrnehmen. Ueberall ringt ſich die Perſönlichkeit aus den Feſſeln, in die ſie ſeit Jahrhunderten, ſeit dem Zeitalter der Reformation zurückverfallen war; überall ſprengt

die warme lebendige Innerlichkeit die harte froſtige Rinde, die ſie umſchloſſen hielt, überall ſteckt die Freiheit ihre Fahnen aus — bis zu jenem großen Drama der franzöſiſchen Revolution, mit welchem die freie Perſönlichkeit aus der theoretiſchen Sphäre der Kunſt nnd Wiſſenſchaft in die Praxis des Staatslebens und der bürgerlichen Geſellſchaft übergeht und das daher mit Recht am Schluß dieſes ewig denkwürdigen Jahrhunderts ſteht.

Denn allerdings, ſoweit die Entwickelung dem 18. Jahrhundert eigenthümlich angehört, blieb ſie weſentlich theoretiſch. Am deutlichſten zeigt ſich dies bei uns in Deutſchland, wo dieſe Entwickelung ſelbſt am reinſten und vollſtändigſten durchgemacht wird. Sehr natürlich: Deutſchland, dem Vaterland der Reformation, lag es auch am nächſten, die Conſequenzen derſelben am gründlichſten und mit der größten Vollſtändigkeit durchzumachen; auch ihre dereinſtigen Früchte werden uns hoffentlich am reichlichſten zufallen, und das mag uns denn einſtweilen tröſten über ſo manchen ſcheinbaren Umweg, den gerade die Entwickelung unſers Volkes nimmt.

So unterſcheiden wir in Deutſchland namentlich eine theologiſch-moraliſche Epoche, in welcher das deutſche Leben weſentlich unter dem Einfluſſe des Gemüths ſteht; ſie reicht (um allbekannte Namen zu nennen) von Spener bis Klopſtock und umfaßt ungefähr das erſte (etwas reichliche) Drittel des Jahrhunderts.

Die zweite Epoche, ungefähr das zweite Drittel des Jahrhunderts umfaſſend, iſt eine kritiſch-belletriſtiſche; ſie ſteht unter der Herrſchaft des Verſtandes und hat Leſſing und Wieland zn ihren hauptſächlichſten Repräſentanten.

In der dritten und letzten Epoche endlich gehen Gemüth und Verſtand als gleichberechtigt ineinander über und erzeugen aus ſich, unter Hinzutritt der entfeſſelten Phantaſie, das wahre, das claſſiſche Kunſtwerk — das claſſiſche vor allem darum, weil Form und Inhalt, Unmittelbarkeit und Bewußtſein, Geſetz und Freiheit ſich hier vollſtändig decken

und ineinander aufgehen und ſolchergeſtalt mitten in dem modernen deutſchen Leben ein neues höheres Griechenthum erzeugen, ein Griechenthum, das mit der ganzen Fülle ſinnlicher Lebens- und ſinnlicher Formenſchönheit zugleich den vollen Schatz der Innerlichkeit, den ganzen Kern des Bewußtſeins inſichträgt. Daher der äſthetiſch-claſſiſche Charakter dieſer Epoche; ihr herrſchendes Geſtirn iſt die Schönheit, ihr eigentlicher Held und König Goethe, als die ſchöne Perſönlichkeit, das äſthetiſch reife und vollendete Individuum überhaupt. Wie in der griechiſchen Götterlehre auf das düſtere gewaltthätige Regiment des Saturn die milde menſchliche Herrſchaft des Kroniden folgt, ſo ragt aus der Barbarei der frühern Jahrhunderte, aus den Nebeln und Kämpfen der zunächſt vorhergehenden Epochen Goethe's olympiſche Geſtalt: er ſelbſt ein Zeus von Hoheit und Schönheit und göttergleicher Kraft. Alles, was die Götter nur ihren Lieblingen ſpenden, iſt ihm verliehen; die deutſche Nation ſoll an ihm gleichſam gewahrwerden, welche Fülle von Geſundheit und Kraft noch in ihr ſteckt und wozu auch ein Deutſcher es bringen kann, wenn er ſich nur tüchtig zuſammennimmt.

Denn auch an dieſem Letztern hat Goethe es niemals fehlen laſſen und das iſt dann die zweite, faſt möchten wir ſagen die wichtigſte Seite ſeiner Erſcheinung. Haben die Götter ihm viel gegeben, ſo hat er auch ſelbſt viel geleiſtet, um von den verliehenen Gaben den würdigſten Gebrauch zu machen; ſein Leben iſt nicht blos ein Leben voll Genuß und Glück, es iſt auch ein Leben des Kampfes geweſen, der Entſagung und der redlichen mühevollen Arbeit.

Es iſt wahr, ſeine Erſcheinung, wie er ſo groß und rein dahinſchreitet durch alle Irrthümer der Zeit und ſeines eigenen Lebens, von keinem unberührt und doch keinem erliegend, hat etwas Ueberwältigendes, und unwillkürlich fühlen wir uns dadurch gemahnt, wie von einer Göttererſcheinung; der ſchönſte Mann ſeiner Zeit, geſund, blühend, von einer Lebenskraft, die ungeſchwächt blieb bis an die äußerſte Grenze

menſchlicher Dauer, von einem freundlichen Geſchick ſorgſam geleitet, unbekannt mit den rauhen Foderungen der Noth-durft, macht er den Eindruck eines vollkommen glücklichen, vollkommen harmoniſchen Daſeins, wie es kaum jemals einem Sterblichen beſchieden war. Sehen wir jedoch genauer zu, durch-forſchen wir die Einzelheiten ſeines Lebens, behorchen wir die halblauten Geſtändniſſe, die er, wie jeder tüchtige Menſch kein Freund müſſiger Selbſtbeſpiegelung, kaum vor ſich ſelbſt abzulegen wagte — ſo überzeugen wir uns leicht, daß dies an-ſcheinend von den Göttern ſo begünſtigte Daſein auch ſeine trüben, ſchweren Stunden gehabt hat und daß das allge-meine Erbtheil des Menſchen, zu leiden durch eigene wie durch fremde Schuld, auch ihm nicht erſpart geblieben iſt.

Das wahre Glück und die wahre Schönheit des Goethe'-ſchen Daſeins, das, wodurch es Jeden, der ſich ihm aufmerkſam und unbefangen naht, ſo wunderbar ergreift, liegt alſo nicht in der Fülle äußern Glanzes und äußerer Vortheile, ſondern viel-mehr in der Harmonie liegt es, dem Maße, der edlen Selbſtbe-ſchränkung, die allem aufgeprägt iſt, was er thut, treibt und dichtet. Dieſe Selbſtbeſchränkung aber war keine natürliche, dieſes Maß kein angeborenes. Im Gegentheil, hat es jemals ein ungeſtümes, verwöhntes, leidenſchaftliches Herz gegeben, ſo war es das Herz des jungen Goethe. Dieſe Harmonie, die uns jetzt ſo entzückt, wurde erſt erſtritten durch lange ſchmerzliche Kämpfe, lange und ſchmerzliche Kämpfe gehörten dazu, bevor der urſprüngliche Uebermuth ſeiner ungeſtümen, verlangenden Natur gebändigt war und der junge Himmels-ſtürmer ſich zum Sonnengott verklärte. Es iſt ein denk-würdiges Wort, das Goethe im hohen Alter, hart an der Schwelle des Todes ausſprach: daß, wenn er zurückblicke auf ſein ſo langes und anſcheinend ſo begünſtigtes Leben, er doch kaum ein paar Tage darin zu bezeichnen vermöge, von denen er ſagen dürfe, daß er vollkommen glücklich geweſen. Sein Glück war die Frucht der ſittlichen Stärke, mit der er ſeine Leidenſchaften zähmte und ſie höhern Zwecken dienſtbar

machte, es war die Frucht der Gewiſſenhaftigkeit und Ausdauer, womit er ſich dem einmal erkannten und gewählten künſtleriſchen Berufe hingab, es war die Frucht der weiſen Selbſtbeſchränkung, mit welcher er, unbekümmert um Misverſtändniß und Verkennung, alle fremden Elemente von ſich entfernt hielt und ſeine von Haus aus auf eine gewiſſe geiſtige Verſchwendung, einen gewiſſen Luxus des Geiſtes angelegte Natur trotz aller Mannichfaltigkeit der Intereſſen immer auf Einen Mittelpunkt richtete — auf das Schöne, als deſſen wahren Prieſter und Herold wir ihn für alle Zeit verehren.

Und das iſt es denn alſo, was das Goethe'ſche Leben nicht blos ſo groß und denkwürdig macht, ſondern weshalb wir darin auch einen ſo würdigen Stoff volksthümlicher Darſtellung und Belehrung erblicken. Nämlich erſtens die Einheit, in welcher bei Goethe Idee und Wirklichkeit, Poeſie und Leben ſtehen. In einer Ausdehnung, wie vielleicht bei keinem zweiten Schriftſteller ſind ſeine Schriften zugleich ſein Leben; in dieſer ganzen langen Reihe von Bänden, die ſeinen literariſchen Nachlaß bilden, iſt nicht eine Zeile, nicht ein Wort, das er nicht aufs lebendigſte empfunden hätte, das nicht warm und echt, als ein Theil ſeiner ſelbſt, aus ſeinem Innern gekommen wäre. Von ihm ſtammt jenes vorhin angeführte Wort, daß alle wahre Poeſie Gelegenheitspoeſie; er dichtete nur, was er erlebte und lebte nichts Anderes als was er dichtete.

Wir bewundern ferner die Energie und Treue ſeines Strebens, ſowie die Unerſchütterlichkeit, mit der er in einem langen, mehr denn achtzigjährigen Leben feſthielt an dem Idealismus des Künſtlers, an dem Glauben an die Menſchheit und die befreiende Macht des Schönen.

Nicht minder bewundern wir das ſchöne Maß, das er in allen Stücken zu halten wußte und wodurch es ihm gelang, ſein eigenes perſönliches Daſein zu einem wahren Kunſtwerk zu geſtalten, dem vollendetſten vielleicht und jedenfalls dem ſchwierigſten von allen, die er geſchaffen.

Wir bewundern auch den großartigen hiſtoriſchen Sinn, den er bei ſich ausgebildet hatte und durch den es ihm möglich ward, den verſchiedenſten Erſcheinungen des Lebens, den mannichfachſten Richtungen in Kunſt und Wiſſenſchaft gerecht zu werden; wir verehren die Milde ſeines Urtheils, die überall, auch in den Schwächen und Thorheiten der Zeit, die gemeinſame menſchliche Natur erkannte und die ihn nur da verließ, wo er dieſe Natur abſichtlich herabgewürdigt und in den Staub getreten ſah. In dieſen Fällen haben wir dann ebenſo ſehr die heilige Glut ſeines Zornes zu verehren, ſowie die Ausdauer und Innigkeit des Haſſes, mit welchem er nicht müde ward, das Unwahre und Unnatürliche zu verfolgen, gleichviel wo er es fand, bei Hohen oder Niedern, bei Poeten oder Staatsmännern, bei Geiſtlichen oder Weltlichen.

Und endlich bewundern wir nach dieſem Allen die Vollſtändigkeit des Erreichten, die in der That größer iſt, als wir ſie ſonſt bei der Mehrzahl der Menſchen erblicken, namentlich aber bei unſerm Volke. Hier findet der alte Spruch von dem menſchlichen Können, das Stückwerk iſt, einmal keine Statt; hier iſt einmal Alles voll und rund und fertig, einen Menſchen ſehen wir hier, der den Inhalt, den die gütige Natur in ihn gelegt hat, körperlich wie geiſtig, vollſtändig nach allen Seiten hin ausgelebt, nach allen Seiten hin das Ziel erreicht hat, das ihm nach dem Maß ſeiner Kräfte geſetzt war. Was die Alten ſo ſehr liebten und prieſen als die wahre Zierde des vollendeten Menſchen, das „teres atque rotundus" des Poeten, das paßt buchſtäblich auf Goethe; gleich einer Marmorſtatue nach allen Seiten hin bis ins Kleinſte durchgearbeitet, ohne Flecken, ohne vernachläſſigte Stellen, über welche die Hand des Meiſters nur ſo obenhin gefahren, ein vollſtändiges fertiges Kunſtwerk, macht ſein Leben einen durchweg befriedigenden, verſöhnenden Eindruck, und noch heute, indem wir unſer Auge bewundernd darüber hingleiten laſſen, fühlen wir uns gedrungen, auszurufen, was

Napoleon ausrief, da er ihn zum erſten male in Erfurt geſehen hatte: „Voilà un homme! — Das iſt ein Mann!“

Laſſen wir denn dieſes großartige Leben in flüchtigem Umriß an uns vorüberziehen. So reich es an innerlichen Ereigniſſen iſt, ſo einfach iſt ſein äußerlicher Verlauf; wie Alles in und an Goethe im höchſten Grade naturgemäß, ſo windet ſich auch ſein Daſein gleichmäßigen Ganges nach den natürlichen Epochen des allgemeinen menſchlichen Daſeins, nach Kindheit, Jünglings-, Mannes- und Greiſenalter ab. Alle vier Epochen ſind von Goethe vollſtändigſt und gründlichſt durchgelebt worden; er iſt ein richtiges eigenſinniges, verhätſcheltes Kind, ein richtiger übermüthiger leidenſchaftlicher Jüngling, ein richtiger thätiger, klar um ſich ſchauender Mann, ein richtiger gemächlich ausruhender, ſein Leben behaglich recapitulirender Greis geweſen, ſodaß man das Goethe'ſche Leben auch in dieſer Hinſicht als ein wahres Muſterleben bezeichnen darf, und auch der Geſchichtſchreiber, der dies Leben darzuſtellen ſucht, findet in dieſem allmäligen Verlauf der allgemeinen natürlichen Epochen die nächſte und vollkommen ausreichende Eintheilung ſeines Stoffes.

II. Goethe's Knabenalter. 1749 — 65.

Geburt und Herkunft. Erſte Kinderjahre.

Thüringen, dieſes Herz Deutſchlands, dem wir, von Luther angefangen, ſo viel große und hochverdiente Männer verdanken, iſt auch die Stammlandſchaft der Goethe'ſchen Familie, wenigſtens ſoweit dieſelbe ſich hiſtoriſch verfolgen läßt. Es iſt ein eigenthümlich ſinnvoller Zug des Schickſals, daß dieſer Name gerade da zuerſt auftaucht, wo ſein berühmteſter Träger ſpäterhin die eigentliche Stätte ſeiner Wirkſamkeit finden und von wo aus der Glanz dieſes Namens ſich über ganz Deutſchland, die ganze Welt verbreiten ſollte.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges lebte zu Artern in der Grafſchaft Mansfeld ein Hufſchmied Goethe. Dieſem

wurde 1657 ein Sohn geboren, Friedrich Georg. Derſelbe ward Schneider, ging als ſolcher auf die Wanderſchaft und ließ ſich 1687 als Bürger und Meiſter ſeines Handwerks zu Frankfurt a. M. nieder. In erſter Ehe mit einer Schneiderstochter vermählt, ging der gewandte lebenskluge Mann nach deren Tode ungeachtet ſeiner vorgerückten Jahre (1705) eine zweite Ehe ein mit einer angeſehenen wohlhabenden Witwe, Cornelia Schellhorn geborene Walther (geb. 1668, geſt. 1754), Beſitzerin des Gaſthofs zum Weidenbuſch. Dadurch ebenfalls zu Wohlſtand und bürgerlichem Anſehen gelangt, gab Friedrich Georg ſein Schneiderhandwerk auf und auch dem einzigen aus dieſer Ehe entſproſſenen Sohne, Johann Kaspar, dem Vater unſers Dichters (geb. 1710, geſt. 1782), konnte eine mehr als handwerksmäßige, eine auf das Höhere gerichtete Bildung ertheilt werden.

Johann Kaspar wurde Juriſt und zwar ein gründlich gelehrter, nach der damaligen ſtrengen, auch wol etwas pedantiſchen Schule; daneben trieb er alte und neue Sprachen ſowie ſchöne Künſte, die letzteren beſonders infolge einer Reiſe nach Italien, welche er zu Anfang der vierziger Jahre gemacht hatte und die noch bis in ſeine ſpäteſten Zeiten der Lichtblick ſeines Lebens blieb.

Denn übrigens war der Vater unſers Dichters eine herbe, eigenſinnige und grillige Natur, pedantiſch und einſiedleriſch, ein geborener Haustyrann. Dieſe eigenſinnige ſtörriſche Laune zeigte ſich beſonders auch, als er im Begriffe ſtand, ſich dem Dienſt ſeiner Vaterſtadt zu widmen. Nach den beſtehenden Geſetzen mußte er zu dieſem Ende eine Ballotage über ſich vornehmen laſſen. Allein einer ſolchen Prüfung ſich zu unterwerfen, fand er unverträglich mit der Würde ſeiner Perſönlichkeit, von der er eine ſehr lebhafte Empfindung hatte; er verlangte, das Amt, um das er ſich bewarb, auch ohne Ballotage zu erhalten. Da es nun unmöglich war, die einmal beſtehenden Vorſchriften zu ſeinen Gunſten zu ändern, ſo unterblieb die Anſtellung; Johann Kaspar aber, aus Aerger

darüber und um zu zeigen, wie wenig ihm an dem Dienſt ſeiner Vaterſtadt gelegen, ließ ſich von dem damaligen Kaiſer Karl VII. den Titel eines Kaiſerlichen Rathes beilegen, wodurch er, nach den damaligen Geſetzen der Republik Frankfurt, ſich von dem Dienſt derſelben für immer ausgeſchloſſen hatte.

Solchergeſtalt als Privatmann im Hauſe der Mutter lebend, unabhängig, wohlhabend, ſchritt er endlich 1748 zur Ehe. Seine Wahl fiel auf die Tochter einer der angeſehenſten frankfurter Familien, Katharina Eliſabeth Textor. Die Familie Textor, oder wie ſie urſprünglich hieß Weber, war altbürgerlicher Herkunft; ſie ſtammte aus Mergentheim im Jaxtkreiſe des heutigen Königreichs Würtemberg, war aber ſchon um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit Wolfgang Weber, hohenloheſchem Rath und Kanzleidirector zu Neuenſtein (der auch zuerſt das ehrliche deutſche „Weber" mit dem lateiniſchen und alſo vornehmer klingenden „Textor" vertauſchte) in die Kreiſe des höhern Beamtenſtandes eingetreten. Ein Sohn von ihm, Johann Wolfgang, ſiedelte 1690 nach Frankfurt a. M. über, wo er 1701 als erſter Syndicus der Stadt ſtarb. Deſſen Enkel, ebenfalls Johann Wolfgang geheißen (dieſer Name war in der Textor'ſchen Familie erblich und auch der Dichter hat die durch ihn ſo berühmt gewordenen Vornamen mit Rückſicht auf die mütterliche Verwandſchaft erhalten) lebte als kaiſerlicher Schultheiß in Frankfurt und deſſen Tochter, aus der Ehe mit Anna Margaretha Lindheimer, einer Tochter des Dr. Cornelius Lindheimer, Procurator am Kammergericht zu Wetzlar, war eben jene Katharina Eliſabeth, welche der kaiſerliche Rath Goethe mit ſeiner Hand beglückte. Sie war ein echtes frankfurter Kind, von lebendigem ſinnlichem Blute, naiv, frohſinnig, geſchwätzig, raſtlos im Hauſe hin- und herfahrend, von unermüdlicher Lebendigkeit und Heiterkeit. Allein um ſo weniger war ſie geeignet für den ernſten pedantiſchen Mann, der überdies (Katharina Eliſabeth war 1731 geboren, alſo zur Zeit ihrer Vermählung erſt ſiebzehn Jahre) mehr denn zwanzig Jahre älter war als ſie. So gab

es denn eine ziemlich ungleiche, innerlich unbefriedigte Ehe, bei der die junge muntere, aber gewandte und lebenskluge Frau Manches zu tragen und zu vertuschen hatte.

Ein doppeltes Glück war es unter diesen Umständen für sie, als die Ehe bereits nach Jahresfrist durch Nachkommen gesegnet ward. Am 28. August 1749 gebar sie einen Sohn, der schon am nächsten Tage auf die Namen Johann Wolfgang getauft ward. Das Kind war für todt zur Welt gekommen; einige Zeit zweifelte man, ob es gelingen würde, es ins Leben zurückzurufen. Bald jedoch erholte es sich und entwickelte sich nun zu einem der kräftigsten, wohlgestaltetsten und schönsten Knaben, den man weit und breit sehen konnte; selbst die Blattern, diese damals noch so sehr gefürchtete Geißel der Kinderwelt, die auch ihn mit großer Heftigkeit befallen hatte, zog spurlos an seinem glatten frischen Angesicht vorüber. Es mußte aber diese Gunst des Schicksals, die ihrem Erstgeborenen zutheil ward, von den Eltern um so dankbarer empfunden werden, als ihre spätern Kinder sämmtlich in frühen Jahren starben, mit Ausnahme einer einzigen Tochter Cornelia, die 1750 geboren und also mit Johann Wolfgang fast von gleichem Alter war. Irren wir nicht, so liegt auch hierin ein Umstand, der bei der Beurtheilung von Goethe's späterer Entwickelung wohl in Anschlag gebracht werden muß: nämlich daß er ohne eine größere Zahl von Geschwistern, insbesondere ohne Brüder aufwuchs, nur eine Schwester neben sich, an der er keinen Widerstand fand für seine Neigungen und Launen, sondern die ihn im Gegentheil in Gemeinschaft mit der jugendlichen Mutter, die ja selbst noch ein halbes Kind war und sich also auch ganz naturgemäß mehr zu den heitern, lachenden Kindern als zu dem ernsten mürrischen Manne hingezogen fühlte, fast gefliſſentlich verzog und verhätschelte.

Eben dahin gehört auch der Umstand, daß der junge Goethe, mit kurzen, kaum nennenswerthen Unterbrechungen, niemals eine öffentliche Schule besuchte. Sein Charakter

konnte ſich dabei um ſo ſelbſtändiger, aber auch um ſo eigenwilliger entwickeln; es fehlte ſeiner Erziehung die Luft der Oeffentlichkeit, es fehlte ihm jene kaum merkbare und doch ſo wirkſame Zucht, welche gleichaltrige Kinder, namentlich Knaben, wechſelweiſe auf einander ausüben und die in der That ſo wichtig und ſo entſcheidend für das ganze Leben iſt, daß ſie durch nichts Anderes, auch nicht durch die ſorgſamſte Privaterziehung erſetzt werden kann.

Erziehungsexperimente.

Und an Sorgfalt fehlte es der Erziehung, welche dem Knaben im älterlichen Hauſe zutheil ward, allerdings nicht, wenn nur auch die Grundſätze, welche dabei befolgt wurden, etwas verſtändiger und praktiſcher geweſen wären. Die erſten Kinderjahre verliefen unſerm Dichter in ungeſtörter Heiterkeit. Das denkwürdigſte Ereigniß derſelben war ein Puppenſpiel, mit welchem die Großmutter von väterlicher Seite, die ehemalige Cornelia Schellhorn, ihn noch kurz vor ihrem Tode zu Weihnachten 1753 beſchenkte; es iſt daſſelbe, man darf ſagen claſſiſch gewordene Puppenſpiel, das den erſten Funken dramatiſcher Neigung in dem werdenden Dichter erweckte und deſſen zauberhafte Freuden er ſelbſt ſpäterhin in den erſten Abſchnitten des „Wilhelm Meiſter“ ſo unnachahmlich ſchön geſchildert hat. Auch übrigens bot das Haus dieſer Großmutter (der Vater war auch nach ſeiner Verheirathung darin wohnen geblieben) den Kindern manchen erwünſchten Tummelplatz zu jugendlichen Spielen und Späßen. Es war ein altes, caſtellartiges Gebäude, mit hohen Mauern, düſtern Eingängen und Treppen, die denn von der jungen Welt fleißig durchkrochen wurden. Auch von dieſer Localität des großmütterlichen Hauſes finden ſich in Goethe's ſpätern Dichtungen die mannichfachſten und reizendſten Nachklänge.

Doch ſollte dieſes harmloſe Daſein nicht lange währen. Der Vater, dem es, wie wir wiſſen, an jeder amtlichen Beſchäftigung mangelte, hatte beſchloſſen, den Unterricht der

Kinder ſelbſt zu leiten, und kaum daher, daß Johann Wolfgang ſein viertes Jahr vollendet hatte, als er auch in die Schule dieſes mehr ſtrengen und eifrigen als eigentlich befähigten Lehrers genommen ward. Für pedantiſche, grillige Naturen wie Goethe's Vater, gibt es bekanntlich nichts Angenehmeres als dies unaufhörliche Dociren und Expliciren, dies Corrigiren und Controlliren; nicht was das Bedürfniß des Schülers erfodert, ſondern was die Grillen des Lehrers befriedigt, entſcheidet bei ſolchen Naturen über Wahl und Gang des Unterrichts. Auch Goethe's Vater benutzte dieſe Lectionen hauptſächlich dazu, jenes Amtsgeſicht leuchten zu laſſen, das ihm ſelbſt ſo behaglich war und für das er leider außer dem Hauſe keinen Raum gefunden hatte; ohne Rückſicht auf Das, was dem Alter des Knaben angemeſſen war oder nicht, ſtopfte er ihn frühzeitig voll allerhand Kenntniſſe und Fertigkeiten und half dadurch ohne Zweifel den Grund legen zu jener Zerſplitterung der Kräfte, welche dem Jüngling und Mann nachher ſo viel Noth machte und ihm ſo ſchwer zu überwinden fiel.

Zum Glück indeß ſollten auch dieſe erſten pädagogiſchen Experimente bald wieder unterbrochen werden. Die Großmutter Cornelia ſtarb im März 1754, und ſofort machte Johann Caspar, endlich zur vollen Selbſtändigkeit gelangt, ſich daran, einen langgehegten Plan auszuführen, indem er das alte winkelige Haus, das ihm aus der Erbſchaft der Mutter zufiel, nach dem Geſchmack der damaligen Zeit und hauptſächlich nach ſeinem eigenen Geſchmack umbauen und erneuern ließ. Wie den Unterricht der Kinder leitete er auch dieſen Bau, der nun ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm, perſönlich. Das Haus wurde ſtückweiſe abgebrochen und ebenſo wieder aufgerichtet; die Familie ſollte, von einem Winkel in den andern ziehend, während des Umbaus darin bleiben. Begreiflicherweiſe konnte dabei von Unterricht ſowie überhaupt von geregelter Erziehung keine Rede mehr ſein; die Kinder, unſer

Johann Wolfgang an der Spitze, dem auch bei der Grundsteinlegung des Neubaus eine festliche Rolle zugetheilt ward, liefen hier- und dorthin, sahen den Handwerkern sowie namentlich späterhin den Künstlern, die zur Ausschmückung der neu hergestellten Räume verwendet wurden, bei ihrer Arbeit zu und machten so einen gewiß höchst lehrreichen, aber nichts weniger als schulgemäßen Cursus durch.

In dieselbe Zeit fällt auch das erste Weltereigniß, welches nach Goethe's eigenem Bericht die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich zog und ihm mancherlei zu denken und zu sinnen gab. Dies ist das berühmte Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755, das mit einem Schlage so viele tausend Leben vernichtete, eine der volkreichsten und blühendsten Städte Europas in einen Trümmerhaufen verwandelte und über den ganzen Welttheil Schrecken und Entsetzen verbreitete. Goethe will davon Veranlassung genommen haben, sich allerhand Gedanken über göttliche Weltordnung, Gerechtigkeit der Vorsehung und menschliches Schicksal zu machen, ungefähr in derselben Weise, wie dies gleich darauf von Voltaire in seinem vielberufenen Gedichte „Sur le désastre de Lisbonne" geschah. Wirklich haben Goethe's spätere Biographen und Commentatoren (nur der vorsichtige J. W. Schäfer läßt die Sache wenigstens dahingestellt) kein Bedenken getragen, von dem Eindruck dieses Ereignisses, die ersten Anfänge jener religiösen Zweifel und jenes titanenhaften Ringens gegen das Schicksal abzuleiten, das dann für den Dichter des „Prometheus" und des „Faust" so charakteristisch wurde. Was uns betrifft, so will es uns nicht wohl zu Sinn, daß ein sechsjähriger Knabe bereits derartige Betrachtungen angestellt haben soll und glauben wir vielmehr, daß Goethe in den betreffenden Stellen von „Wahrheit und Dichtung" in eine jener Selbsttäuschungen verfallen ist, die uns bei der Erinnerung an unsere frühesten Kinderjahre so leicht beschleichen: er hat spätere Eindrücke vorausgenommen oder auch, was er von Andern damals und später

gehört oder in Büchern geleſen hat, mit Selbſtempfundenem verwechſelt.

Auch bedurfte es dieſer Anregung aus der Ferne kaum, da ja ſchon die nächſte Nähe, ſelbſt abgeſehen von dem väterlichen Hausbau, des Unterhaltenden, für die jugendlichen Sinne Merkwürdigen und Anregenden, ſo viel darbot. Frankfurt war ſchon damals — und vielleicht damals noch in höherm Grade als jetzt — eine der reichſten und blühendſten Handelsſtädte Deutſchlands; die Frankfurter Meſſen, die zu jener Zeit noch weit bedeutender waren als gegenwärtig, bildeten einen Centralpunkt des europäiſchen Handels und zogen aus allen Weltgegenden, namentlich auch aus Italien, einem Lande, in welchem die Goethe'ſchen Kinder durch die häufigen Erzählungen des Vaters von früh an heimiſch waren, zahlreiche Beſucher herbei. Außerdem aber war es auch eine der älteſten und hiſtoriſch merkwürdigſten Städte Deutſchlands; es war die Krönungsſtadt des deutſchen Reichs und in beiden Beziehungen von einer Maſſe großartiger und glänzender Erinnerungen umgeben. Auf die lebhafte Phantaſie des heranwachſenden Knaben mußte das alles die mannichfachſte Wirkung üben; die viele freie Zeit, deren er infolge des Hausbaues genoß, machte es ihm möglich, die Stadt in einſamen Wanderungen nach allen Seiten zu durchſtreifen und Thun und Treiben der verſchiedenartigſten Menſchenklaſſen zu beobachten. Auch wurde er vom Vater frühzeitig zu kleinen Geſchäftsgängen bei Handwerkern und Handelsleuten verwendet, wo er denn wiederum vielfache Gelegenheit hatte, in das Innere des häuslichen und gewerblichen Lebens zu blicken und ſich eine Welt- und Menſchenkenntniß zu erwerben, die allerdings über ſeine Jahre ging, aber dem werdenden Dichter zugute kam.

Endlich war das große Unternehmen des Hausbaus vollendet, die alte Familienordnung zog wieder ein in die erneuerten Räume, die der Vater mit allerhand Kunſtwerken, beſonders mit zahlreichen Andenken an Italien, mit Städte-

anſichten, Abbildungen berühmter Ruinen und Bauwerke ꝛc. ausgeſchmückt hatte. Und mit dieſer Ordnung wurde denn auch der lange unterbrochene Unterricht wieder aufgenommen. Allerdings war in der Zwiſchenzeit, da die Familie das zuſammenbrechende Haus endlich doch hatte räumen müſſen, ein Verſuch gemacht worden, Johann Wolfgang in eine öffentliche Schule zu ſchicken. Allein derſelbe war ſehr unglücklich ausgefallen; der eigenſinnige Knabe, der vom älterlichen Hauſe her gewöhnt war, mit einer gewiſſen Bevorzugung behandelt zu werden, hatte die demokratiſche Gleichheit der Schule höchſt unangenehm empfunden und war daher bald möglichſt weggeblieben, ſo daß es nun freilich vielerlei Lücken auszufüllen und nachzuholen gab.

Allein dem lehrbegierigen Vater war dies eben recht; er liebte es, möglichſt viel auf ein mal und Alles mit einer gewiſſen hartnäckigen Heftigkeit zu treiben. Auch jetzt wurde der kaum ſiebenjährige Knabe mit den verſchiedenartigſten Lectionen überhäuft. Im Lateiniſchen hatte der Vater ſich eine eigene erleichternde Methode ausgedacht, die vielleicht nicht ſehr wiſſenſchaftlich war, den Knaben aber doch raſch vorwärts brachte. Daneben wurde Franzöſiſch und Italieniſch, etwas ſpäter auch Griechiſch und Hebräiſch getrieben; kalligraphiſche Uebungen, Zeichnen, Muſik, ſelbſt Tanzen wurde nicht verſäumt. An den meiſten Lectionen mußte auch die Schweſter Cornelia theilnehmen; ja einigen und darunter ſogar dem Tanzen ſchloß ſich der Vater ſelbſt an, der den an ſich ganz richtigen, nur von ihm zur Carricatur getriebenen Grundſatz hatte, daß der Lehrer die Uebungen ſeiner Scholaren möglichſt ſelbſt mitmachen müſſe.

Auch außer den Lectionen las und ſtudirte der Knabe in ſeiner Art viel und mancherlei: Ovid, Homer, Virgil wurden in den damals üblichen proſaiſchen Ueberſetzungen durchgeleſen, ebenſo Taſſo's „Befreites Jeruſalem" in der Uebertragung von Koppe. Lieblingsbücher waren ferner der „Robinſon", die „Inſel Felſenburg" und Merian's „Topogra-

phie" mit den großen ſtattlichen Kupfertafeln: alſo alles Bücher, welche die Phantaſie entzündeten und den Sinn des Knaben frühzeitig in eine ungewiſſe, aber ebendeshalb um ſo verlockendere Ferne richteten. Von den bibliſchen Geſchichten liebte er am meiſten die Erzählung von Joſeph und ſeinen Brüdern; auch zu ſeinem früheſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche (wenn man ihn ſo nennen darf) bot ſie ihm Veranlaſſung, indem er ſie in einer Reihe von zwölf poetiſchen Liedern darſtellte; dieſelben erregten die Aufmerkſamkeit der bei dem Hausbau beſchäftigten und dadurch auch mit dem Knaben vertraut gewordenen Künſtler und wurden von ihnen theilweiſe in Gemälden ausgeführt. Von vaterländiſchen Dichtern ſtanden Canitz, Brockes, Haller, Hagedorn, Gellert und ähnliche in der Bibliothek des Vaters und wurden häufig und mit Wohlgefallen geleſen. Dagegen war Klopſtock's „Meſſias", ſchon ſeiner ungewohnten reimloſen Verſe halber, verbotene Waare in dem Hauſe des kaiſerlichen Raths, der in allen Stücken und alſo auch in der Poeſie feſt an dem Herkömmlichen hielt. Aber wie die Jugend ſtets das Verbotene liebt, ſo wußten auch Johann Wolfgang und Cornelia ſich das verpönte Buch zu verſchaffen und laſen es heimlicherweiſe und mit einem Eifer, der zuweilen ihr eigener Verräther ward, was denn dem ſtrengen Vater gegenüber zu allerhand halb ärgerlichen, halb komiſchen Scenen führte.

Der Siebenjährige Krieg.

Während ſo die Goethe'ſche Familie ſich der wiederhergeſtellten häuslichen Ruhe und Ordnung erfreute, befand Deutſchland, ja ganz Europa ſich in der lebhafteſten und gewaltſamſten Bewegung; es war jener Krieg ausgebrochen, in welchem das kleine Preußen ſieben volle Jahre hindurch der Macht beinahe des ganzen Europa gegenüberſtehen und der endlich doch, nach den unerhörteſten Wechſelfällen, dank dem Genie des großen Königs und der Kraft und Ausdauer ſeines Volkes, mit dem Triumph Preußens endigen ſollte.

Ganz Deutſchland, die ganze Welt nahm theil an dieſem Kampfe, wenn nicht unmittelbar mit den Waffen, ſo doch mit den Herzen; Preußiſch oder Kaiſerlich, Fritziſch oder Antifritziſch waren die Stichworte der Zeit und nicht blos in Zeitungen und Staatsſchriften, auf Markt und Gaſſen, ſondern auch im Innern der Häuſer, im Schoß der Familien wurde mit Eifer darüber verhandelt und geſtritten.

Auch die Goethe'ſche Familie ergriff der allgemeine Zwieſpalt. Daß der alte Textor, der Großvater unſers Dichters von mütterlicher Seite, öſtreichiſch geſinnt war, verſtand ſich von ſelbſt; er war kaiſerlicher Schultheiß und trug bei feierlichen Gelegenheiten das Bildniß Maria Thereſia's an einer von ihr ſelbſt geſchenkten goldenen Kette auf der Bruſt. Sein Schwiegerſohn dagegen, der Rath Goethe, war preußiſch, und ſo wenig die Kinder es ſonſt mit dem ſtrengen Vater hielten, in dieſem Falle thaten ſie es doch. Das gab denn allerhand Streitigkeiten und Spaltungen, welche das bisherige freundſchaftliche Zuſammenleben der weitverzweigten Familie ſtörten, dafür aber auch freilich den Blick des Knaben frühzeitig über die häusliche Umgebung hinaus den großen Begebenheiten der Weltbühne zulenkten.

Und dieſe Begebenheiten ſollten ihm noch näher treten. Am 2. Januar 1759 bemächtigten ſich die Franzoſen unter Anführung des durch die Schlacht von Roßbach hinlänglich bekannten Prinzen von Soubiſe durch Hinterliſt der Reichsſtadt Frankfurt, die nun mit zahlreicher Einquartierung und andern vermeidlichen und unvermeidlichen Kriegslaſten belegt ward.

Auch der alte Goethe mußte ſich entſchließen, franzöſiſche Einquartierung in ſein Haus aufzunehmen; ein ſehr fataler Umſtand für ihn, theils weil ſie die Feinde ſeines verehrten Preußenkönigs waren, theils weil er überhaupt, ſeiner pedantiſchen Natur gemäß, den Gedanken unerträglich fand, fremde Leute unter ſeinem Dache ſchalten und walten zu laſſen. Doch war er bei Austheiluug der Einquartierung noch glücklich genug,

indem ſeinem Hauſe eine der vornehmſten Perſönlichkeiten der feindlichen Armee zugetheilt ward: Graf Thorane, der ſogenannte Königslieutenant, dem es als ſolchem oblag, die etwa entſtehenden Streitigkeiten zwiſchen Bürgern und Soldaten zu ſchlichten. Graf Thorane war ein fein gebildeter Mann, von vornehmen, echt edelmänniſchen Manieren. Auch intereſſirte er ſich lebhaft für ſchöne Künſte, namentlich für Malerei; die Maler Frankfurts und der Nachbarſchaft, darunter der als Landſchaftsmaler bekannte Seekatz aus Darmſtadt, wurden von ihm mit umfangreichen Schildereien beauftragt, mit denen er ſein Stammſchloß in der Normandie zu ſchmücken gedachte. Da begann nun für Johann Wolfgang wieder eine luſtige Zeit; ſein kleines Manſardenſtübchen, das ihm einen ſo weiten ſehnſüchtigen Blick über die Nachbargärten in der Runde darbot, wurde den Malern zur Werkſtatt eingeräumt, während der Knabe ſelbſt, ähnlich wie beim Hausbau, von Einem zum Andern lief, auf Alles horchte, nach Allem fragte, und Alle durch ſeine drolligen Einfälle unterhielt.

Ueberhaupt war die häusliche Zucht durch die Anweſenheit des Grafen Thorane wieder ſehr gelockert worden. So eingewurzelt war der Widerwille des alten Goethe gegen den Eindringling, daß ſelbſt die Gemeinſamkeit ihrer künſtleriſchen Neigungen ihn nicht verſöhnen konnte; murrend und grollend hielt er ſich, ſo viel möglich, in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen und vermied namentlich jede Begegnung mit dem verhaßten Gaſte. Zuweilen jedoch konnte dieſelbe nicht ganz vermieden werden, und da gab es denn nicht ſelten ſehr unangenehme, ſelbſt gefährliche Auftritte. So namentlich im Frühjahr 1759, am Morgen der Schlacht von Bergen (drei Stunden von Frankfurt), wo der Vater, auf eine baldige Niederlage der Franzoſen hoffend, ſich zu Aeußerungen hinreißen ließ, welche den Grafen Thorane in den heftigſten Zorn verſetzten; Freiheit und Leben des alten Goethe ſchienen bedroht, und nur mit äußerſter Mühe gelang es der Vermittelung wohlwollender Freunde, den erzürnten Gaſt zu beſchwichtigen.

Bei dieſer Stimmung im Hauſe fiel der Verkehr mit Letzterm hauptſächlich dem jungen Goethe zu. Die offene, lebhafte, einſchmeichelnde Art des Knaben gefiel dem ernſten Manne; auch war er der Sprache leidlich Herr und wußte ſeine häufigen Vermittlerrollen ganz geſchickt zu ſpielen. So ließ der ſonſt wortkarge, faſt menſchenſcheue Graf ihn denn frei bei ſich aus- und eingehen und an mancherlei Geſprächen und Erzählungen theilnehmen, welche ſeinen Geſichtskreis immermehr erweiterten, ſeine Phantaſie immer lebhafter anregten. Freilich kam dabei auch wol Manches vor, was dem halbreifen Knaben beſſer verborgen geblieben wäre. Für ſeine weltmänniſche Ausbildung ſeine Lebensgewandtheit, ſeine Menſchenkenntniß und Sprachfertigkeit war der Verkehr mit den fremden Gäſten, gewiß höchſt vortheilhaft; aber deſto mehr Gefährliches hatte er in ſittlicher Hinſicht. Es waren eben Franzoſen, leichtfertige, lockere Franzoſen vom Hofe Ludwig's XV., die bei ihren Geſprächen und Scherzen ſchwerlich immer die Rückſicht auf den Knaben nahmen, die ſeiner Jugend gebührt hätte.

Beſonders gefährlich ſollte ihm aber das franzöſiſche Theater werden, das im Gefolge der Franzoſen in Frankfurt eingezogen war. Schon von dem früher erwähnten Puppenſpiele her war ihm eine lebhafte Theaterneigung zurückgeblieben. Dieſelbe hatte mit den Jahren immer mehr zugenommen; vom Puppenſpiel war man, wie das ſo geht, zu eigenen Darſtellungen vorgeſchritten. Elias Schlegel's „Canut" und „Britannicus" von Racine (im erſtern ſpielte Johann Wolfgang den König, im letztern den Nero) waren im Kreiſe der Familie aufgeführt worden, und nun endlich kam dazu noch der Reiz der öffentlichen Bühne.

Goethe's Vater ſah den Beſuch des Theaters nicht gern; die Mutter dagegen, die ſich daran gewöhnt hatte, gemeinſchaftlich mit den Kindern das Gegenſpiel des Vaters zu halten, begünſtigte denſelben, und auch der Vater gab ſich zufrieden, da man ihm die Vortheile vorſtellte, welche dem

Knaben daraus für ſeine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache erwachſen müßten. Da nun überdies der Enkel des kaiſerlichen Stadtſchultheiß freien Eintritt zu den Vorſtellungen hatte, ſo war Johann Wolfgang ſehr bald ein ſehr regelmäßiger Theaterbeſucher. Und da kam es nun bei ihm wie bei allen ſehr fleißigen Theaterbeſuchern: aus dem Parterre avancirte er unvermerkt auf die Bühne; nachdem er ſeine Neugier an dem, was vor den Couliſſen vorging, geſättigt hatte, wollte er nun auch wiſſen, wie es hinter denſelben ausſah und auch hier wieder lernte er Vieles kennen, Menſchen ſowol wie Dinge, was ihm füglich noch längere Zeit hätte verborgen bleiben ſollen. Als Helfershelfer diente ihm dabei ein junger leichtfertiger Franzoſe, ein Knabe, nur wenige Jahre älter er; er ſelbſt in ſeinen Erinnerungen nennt ihn Derones. Derones' Schweſter war Mitglied der Schauſpielertruppe; mit ihr hatte der junge Goethe ſeine erſte, allerdings noch ſehr kindiſche Liebelei. Ueberhaupt gefiel ihm ſein damaliger Umgang mit den Franzoſen ſo gut und das Beiſpiel des franzöſiſchen Theaters war ſo mächtig, daß er ſelbſt ein kleines Drama in franzöſiſcher Sprache verfertigte, mit der ſtillen Hoffnung, es auf dem Theater ſeiner Vaterſtadt aufgeführt zu ſehen. Dieſe Hoffnung ſchlug nun freilich die Kritik ſeines Freundes Derones ſehr bald nieder; doch bleibt es immerhin merkwürdig und verdient aufbewahrt zu werden, daß der erſte dramatiſche Verſuch unſers größten deutſchen Dichters in einer fremden Sprache abgefaßt war.

Erſte Liebe und erſte Irrungen.

Endlich nach zweijährigem Aufenthalte verließ Graf Thorane das Goethe'ſche Haus, und wiederum ſuchte der Vater das Verſäumte durch verdoppelten Fleiß einzubringen. Verdoppelt wenigſtens der Maſſe nach, wenn auch nicht nach ſeinem innern Werthe; die Erziehung des Knaben blieb planlos und fragmentariſch und auch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung trug das ungeordnete encyklopädiſche Gepräge, das

jener Zeit, da Goethe's Vater ſelbſt ſich gebildet hatte, der Zeit der Vielwiſſerei und todten Gelehrſamkeit, eigenthümlich war. Nur der Kopf des Knaben wurde mit allerhand Kenntniſſen gefüllt, nur ſein äußeres Betragen ſollte nach gewiſſen äußern Rückſichten gemodelt werden; für ſein inneres Leben, ſein Herz, ſeine Sittlichkeit wurde wenig geſorgt. Namentlich fehlte ihm der für die jugendliche Entwickelung ſo weſentliche Halt des religiöſen Lebens. Auf regelmäßigen Kirchenbeſuch zwar wurde im Goethe'ſchen Hauſe ſtreng gehalten, ſogar die ſonntäglichen Predigten mußten von dem Knaben ſorgfältig nachgeſchrieben werden. Allein bei dieſen Aeußerlichkeiten hatte es dann auch ſein Bewenden, und auch der Geiſtliche, der ihn um dieſe Zeit zur Einſegnung vorbereitete, verſtand es nicht, aus den hergebrachten Formen und Symbolen den tiefern Kern gemüthlicher Empfindungen zu erwecken: ſodaß auch dieſer für die Jugend ſo wichtige Lebensabſchnitt an dem jungen Goethe ſpurlos vorüberging.

Einen Erſatz dafür hätte ihm ſchon damals der Umgang mit einer Freundin ſeiner Mutter, dem Fräulein Suſanne Katharine von Klettenberg, bieten können. Dieſe Dame (ſie iſt das Original zu den „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele", welche dann ſpäter in „Wilhelm Meiſter" eingeſchaltet wurden) hatte ſich nach ſchmerzlichen Lebenserfahrungen den ſogenannten „Stillen im Lande" zugewendet. Doch trug ihr religiöſes Leben bei aller Tiefe und Innigkeit nichts von dem Fanatismus an ſich, welchen dieſe Richtung ſonſt wohl gegen Andersdenkende hervorzukehren liebt; ſie war mild und duldſam und ſuchte ihre Umgebung nur durch die ſanften Mittel der Ueberredung ſowie vor allem durch die Macht des Beiſpiels nach ſich zu ziehen. Doch war damals für Goethe noch nicht die Zeit gekommen, wo er auch dies Element in ſein Weſen aufnehmen ſollte; vielmehr ſcheinen es damals nur poetiſche Einwirkungen geweſen zu ſein, durch welche der Umgang mit Fräulein von Klettenberg für ihn bildend und anregend wurde. Namentlich lenkte ſie ſeine Aufmerkſamkeit

auf die geiſtlichen Stoffe; außer einem epiſchen Gedicht in Proſa „Joſeph“ (wir wiſſen bereits, wie lieb ihm dieſe Hiſtorie war) ſchrieb er damals verſchiedene geiſtliche Oden, von denen eine „Ode zur Feier der Höllenfahrt Chriſti“ (1762) einige Jahre ſpäter, 1765, auf Veranlaſſung der Familie in einer frankfurter Zeitſchrift gedruckt ward. Dieſelbe hat ſich bis auf unſere Zeit erhalten, iſt auch in die neue Ausgabe der Goethe'ſchen Werke mit aufgenommen und bildet ſomit das älteſte Denkmal ſeines poetiſchen *Genius*, das der Nachwelt aufbewahrt iſt.

Neben dieſen poetiſchen Uebungen wurde aber auch der künftige Lebenslauf bereits ins Auge gefaßt. Der Vater hatte den einzigen Sohn und Erben zum Juriſten beſtimmt; als vielbeſchäftigter Advocat, als angeſehener hochſteigender Beamter ſollte der Sohn gleichſam nachholen und wieder gutmachen, was der Vater durch ſeine halb freiwillige, halb erzwungene Muße verſäumt und eingebüßt hatte. Dem Sohn allerdings ſchwebte ein anderes Ideal vor: er hätte ſich am liebſten den humaniſtiſchen Studien gewidmet; Gelehrter, Künſtler, Dichter zu werden, war ſeine ſtille Hoffnung. Doch mußte er ſich dem Willen des Vaters fügen. Bei der Treibhauselle, mit welcher dieſer die Erziehung ſeines Sohnes betrieb, war es ganz in der Ordnung, daß auch das juriſtiſche Studium ſchon jetzt, nach kaum vollendetem dreizehnten Lebensjahre, alſo zu einer Zeit, wo andere Knaben noch als handfeſte Quartaner die Bänke drücken, begonnen ward. Auch dieſen Unterricht natürlich dirigirte der Vater ſelbſt; Hepp's „Katechismus der Juſtitutionen“, ein damals ſehr beliebtes Noth- und Hülfsbüchlein, mußte auswendig gelernt werden, und auch die juriſtiſchen Freunde und Rathgeber des Alten, ein Oelenſchläger, Huysgen und andere namhafte Männer der Stadt, fanden ihr Vergnügen daran, den jungen Rechtscandidaten zu unterweiſen und einzuſchulen.

Dies alſo das Leben, das der junge Goethe unter den Augen ſeines Vaters führte: ernſt, ſtreng, pedantiſch, mit

Unterrichtsgegenſtänden beladen bis zum Uebermaß. Allein ein ganz anderes Schauſpiel entwickelte ſich, ſobald er den prüfenden Blicken des Vaters entrückt war; da war er ebenſo leichtfertig, ebenſo übermüthig und ausgelaſſen, als er in Gegenwart des Vaters ſich zwingen mußte, ernſt und geſetzt zu erſcheinen. Schon mit Derones, wie wir oben gehört haben, hatte er allerhand zweideutige Wege betreten; ſie gefielen ihm, und mit der Unbekümmertheit der Jugend ſchritt er darauf vor, nichtachtend, wohin ſie ihn führen könnten. Gleichgeſtellte Kameraden, wie wir wiſſen, hatte er nicht und doch ſehnte er ſich nach Umgang und Verkehr mit jungen Leuten. Endlich wurde dieſe Sehnſucht befriedigt, aber auf eine für ihn ſelbſt verhängnißvolle Weiſe. Auf ſeinen zahlreichen Streifzügen durch die Stadt gerieth er allmälig in eine Geſellſchaft junger Burſche von geringer Bildung und zweideutigen Sitten. Es waren Schreiber, Ausläufer und dergleichen; auf jeden Erwerb angewieſen (wir citiren größtentheils des Dichters eigene Worte) nahmen ſie es auch mit der Rechtmäßigkeit deſſelben nach Umſtänden nicht allzu genau, genug, wenn er ihnen nur die Mittel gewährte, ihre leichtfertige Lebensweiſe fortzuſetzen. Für Leute dieſes Schlags mußte die Bekanntſchaft mit dem jungen eleganten wohlhabenden Patriciersſohn allerdings von größtem Intereſſe ſein und wirklich war auch gleich der erſte Köder, durch welchen ſie ihn an ſich zu feſſeln ſuchten, ſehr wirkſam: nämlich ſeine Eitelkeit. Angehende Dichter ſind in der Wahl ihres Auditoriums bekanntlich nicht ſehr delicat; auch Johann Wolfgang, um nur überhaupt Jemand zu haben, der ſeine Verſe bewunderte, verſchmähte nicht, ſie der zweideutigen Geſellſchaft vorzutragen, die wir ſoeben ſchilderten, und mit ſeinem jungen Talent vor ihr zu glänzen.

Aber auf den bloßen Glanz gaben dieſe praktiſchen Köpfe nicht viel, bald kamen ſie dahinter, daß das Talent ihres neuen Freundes ſich auch zu baarem Gelde ausmünzen laſſe. Mit einem Wort: ſie veranlaßten Goethe allerhand Gele-

genheitsgedichte für Bezahlung zu fertigen; die dahin zielenden Aufträge wurden von ihnen in Empfang genommen und dem jungen Dichter zur raſchen Ausführung übergeben. Anfangs ſträubte der Stolz des Poeten, vielleicht auch der Stolz des Patrizierſohnes ſich gegen dieſe Art des Erwerbes mit Heftigkeit; die Genoſſen jedoch wußten die Sache ſo glimpflich darzuſtellen und — was die Hauptſache war — auch den Erwerb ſelbſt wußten ſie ſo angenehm zu verwenden, nämlich zu kleinen Zechgelagen und Luſtpartien, daß er ſeine Bedenken bald ſchwinden ließ und rüſtig lieferte, was ſie bei ihm beſtellten.

Dies wäre nun noch ein ſehr unſchuldiges und harmloſes Treiben geweſen; leider aber blieb man dabei nicht ſtehen. Es war damals überhaupt eine ſittlich bedenkliche Zeit in der alten Reichsſtadt; der große Reichthum hatte großen Luxus, der große Luxus große Neigung zu allerhand verbotenen Genüſſen und gewagten Unternehmungen erzeugt. Schmähliche Bankrotte, Ehebruchs- und Verführungsgeſchichten aller Art waren gerade in der vornehmern Welt nichts Seltenes, und bei der unſeligen Frühreife, zu welcher man den jungen Goethe erzogen hatte, erfuhr er auch von dieſen düſtern Hiſtorien wiederum mehr als ihm dienlich war. Ja bei ſeiner Gewandtheit und Anſtelligkeit wurde er ſogar perſönlich in Ereigniſſe dieſer Art hineingezogen; ein geſchickter und beliebter Unterhändler, wurde er benützt, die entſtandenen Verwickelungen durch kleine Zwiſchenträgereien und Commiſſionen zu ſchlichten und beizulegen. Ganz gewiß geſchah auch dies vollkommen arglos; ſeine Umgebung dachte, es ſei ja eben nur noch ein Kind und beachtete nicht, daß ſie ſelbſt dies Kind ſchon längſt aus ſeiner natürlichen Unſchuld aufgeſtört hatte.

Denn daß Goethe ſelbſt dieſe Dinge damals in der That nicht mehr mit Kinderaugen betrachtete, das zeigt der Eindruck, den ſie auf ihn hervorbrachten und der ſo tief war, daß er ſich noch nach einer Reihe von Jahren gedrungen fühlte, ihn poetiſch wiederzuſpiegeln: „Die Mitſchuldigen“, dies düſtere unheimliche Luſtſpiel, das er als Student in Leipzig ſchrieb,

in welchem die komiſche Muſe ein verwegenes, faſt freches Spiel treibt mit den ſittlich widerwärtigſten und abſchreckenden Stoffen, erklärt ſich nur, indem wir uns jene Knabenjahre und ihr geheimnißvolles Treiben ins Gedächtniß rufen.

Und glücklich, wenn es nur immer poetiſche Eindrücke geblieben wären. Allein der wiederholte Anblick dieſer ſittlich gelockerten Verhältniſſe, die Unbefangenheit, mit welcher davon in Anweſenheit des Knaben geredet, der ſträfliche Leichtſinn, mit dem er ſelbſt dabei perſönlich betheiligt ward, hatten auch ihre ſehr ſchlimmen praktiſchen Folgen, die ihn ſelbſt immer tiefer in das unheimliche Netz verſtrickten und endlich zu einer Kataſtrophe hindrängten, durch welche ſeiner jugendlichen Unbefangenheit für immer ein Ende gemacht ward.

Zuvor jedoch müſſen wir noch des zweiten ungleich mächtigern Magnets gedenken, durch welchen der junge Dichter an jene wüſte Genoſſenſchaft gefeſſelt ward. Das war die Liebe. In einer der Spelunken, in denen dieſer lockere Kreis gelegentlich verkehrte, befand ſich ein junges Mädchen, nur wenige Jahre älter als Goethe ſelbſt. Ueber ihre nähern Verhältniſſe hat trotz aller Nachforſchungen nichts ermittelt werden können; nach Einigen wäre ſie Kellnerin im Bierhaus Zum Puppenſchenkelchen geweſen, nach einer andern, doch unwahrſcheinlichern Tradition hätte ſie ſich in gleicher Eigenſchaft in dem auf dem Wege nach Offenbach belegenen Gaſthaus Zur Roſe aufgehalten. Goethe ſelbſt hat ſie unter dem Namen Gretchen unſterblich gemacht und zwar in doppelter Geſtalt: einmal im „Fauſt" und dann in der Schilderung, welche er in „Wahrheit und Dichtung" von dieſem lieblichſten Abenteuer, dieſer reinen ſchuldloſen Idylle auf ſo finſterm, ja verbrecheriſchem Hintergrunde, gegeben hat. Dieſe Schilderung iſt ſo lebendig und von ſo unnachahmlicher Schönheit, daß wir auf jeden Verſuch, ſie hier in Kürze wiederzugeben, verzichten und uns nur mit der Bemerkung begnügen, daß Gretchen, wenigſtens in der Schilderung Goethe's, genau jene Züge kindlicher Anmuth und reinſter, natürlichſter Weiblichkeit trägt, die wir an

den gelungenſten weiblichen Charakteren ſeiner reifſten Epoche, einem Gretchen im „Fauſt", einem Clärchen in „Egmont" bewundern. Das Verhältniß war durchaus rein und unſträflich, ja der junge Liebhaber zürnte oft wegen der ſpröden Zurückhaltung, welche Gretchen ihm bezeigte und erging ſich in Betrachtungen, die an die ſpätern Monologe ſeines Brackenburg erinnern. Dennoch war er im Verkehr mit ihr unſaglich glücklich; es war ein traumhaft poetiſches Daſein, das durch den Schleier des Geheimniſſes und die ganze phantaſtiſche Umgebung nur immer neue Reize gewann. Seinen Gipfel erreichte dies Glück während der Feierlichkeiten, mit denen im April 1764 die Kaiſerkrönung Joſeph's II. begangen ward. Nachdem ſeine Liebe ſich ſo lange hatte ins Dunkel flüchten müſſen, benützte er jetzt die allgemeine Verwirrung dieſer Tage, ſich mit der Geliebten am Arme ins Gedränge zu wagen und ihr alle Herrlichkeiten des ſeltenen Schauſpiels zu zeigen; eine an der Seite der Geliebten durchwachte Nacht, ein erſter ſchüchterner Kuß vollendeten ſein Glück.

Allein es war auch das Letzte, was er von ihr genießen ſollte. Schon am nächſten Morgen, bevor er noch das Lager verlaſſen hatte, brach die Kataſtrophe herein und zwar mit einer Vollſtändigkeit und einer Fülle widerwärtiger und beſchämender Thatſachen, von denen der junge liebestrunkene Poet bisher ſelbſt keine Ahnung gehabt hatte. Ueber die Details der unerwarteten Entdeckung geht Goethe ſelbſt in den betreffenden Partien von „Wahrheit und Dichtung" aus leicht begreiflichen Gründen raſch hinweg; nur ſoviel verräth er, daß es ſich dabei um „nachgemachte Handſchriften, falſche Teſtamente, untergeſchobene Schuldſcheine und ähnliche Dinge" gehandelt.

Mit andern Worten alſo: der junge Patriziersſohn war unter eine Gaunerbande gerathen, welche den vornehmen Namen und den guten Anſtand und nebenher auch wol die Eitelkeit und Leichtgläubigkeit des noch nicht fünfzehnjährigen

Knaben benützt hatte, ihre verbrecherischen Künste desto weiter auszudehnen und desto ungehindeter zu betreiben. Er selbst hatte begreiflicherweise nicht die mindeste Kenntniß von der wahren Beschaffenheit seiner Gefährten und ihres Treibens gehabt; um so größer war jetzt seine Beschämung und Zerschmetterung. Am meisten schmerzte es ihn, sein geliebtes engelreines Gretchen in diese schmutzigen Verhältnisse mit verwickelt zu sehen. Aber sein Schmerz verwandelte sich in Erbitterung, da er vernehmen mußte, wie sie in den gerichtlichen Verhören jede zärtliche Beziehung zu ihm abgeleugnet und sich damit entschuldigt hatte, sie hätte ihn eben nur als einen halberwachsenen Jungen betrachtet!

Im Uebrigen kam bei der Untersuchung wenig heraus. Gretchen wurde aus der Stadt gewiesen; einige der Rädelsführer traf dasselbe Schicksal, andere wurden in der Stille bestraft; Goethe selbst, gegen den nichts eigentlich Strafwürdiges vorlag, ging frei aus.

Nämlich von gerichtlicher Strafe; um so empfindlicher dagegen waren die häuslichen Folgen, welche der Vorfall für ihn hatte. Der Vater gewann daraus denn doch wol nachgerade die Ueberzeugung, daß er nicht zum Jugenderzieher berufen sei und daß seine pedantische Strenge auf der einen, die allzu zärtliche Nachsicht der Mutter auf der andern Seite den leicht entzündlichen Knaben nur vollends verderben mußte. Es wurde also ein Erzieher ins Haus genommen, der seinen Zögling keinen Augenblick verlassen durfte, sondern ihn rastlos wie sein Schatten begleitete. Aber auch abgesehen von diesem Zwang sagten die beiden Charaktere sich sehr wenig zu; der Aufseher war ein ernster strenger Mann, ein schulmäßiger Philosoph, der an Dem, was das Herz seines Zöglings erfüllte, namentlich also an seinen künstlerischen Neigungen, wenig Antheil nahm, und so blieb das Verhältniß denn gegenseitig ein sehr kühles und unerquickliches.

Unter dieser Aufsicht verlebte der junge Goethe ein höchst drückendes Jahr; die Scham über das Erlebte, der

Aerger über den unvermeidlichen Aufpasser hielten ihn von aller Gesellschaft zurück. Die Natur bildete in dieser Zeit fast seine einzige Erholung; er hielt sich viel im Freien auf, machte (natürlich in Begleitung seines Mentors) häufige kleine Reisen in die schöne Umgegend seiner Vaterstadt und suchte, was er sah, mit kunstgewandtem Griffel nachzubilden. Der Vater, zufrieden, daß der Sohn wenigstens vor neuen Excessen geschützt war, ließ ihn gewähren, und nur die Schwester Cornelia, die allmälig ebenfalls hinlänglich erwachsen war, um den harten Druck des väterlichen Regiments zu spüren, schloß sich dem vereinsamten, fast menschenfeindlichen Bruder mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an.

So nahte endlich die Zeit, wo Johann Wolfgang das Vaterhaus verlassen sollte, um das so früh begonnene Rechtsstudium durch das übliche akademische Triennium zu vollenden. Er selbst, der die Hoffnung, sich dereinst den schönen Wissenschaften zu widmen, noch immer nicht aufgegeben hatte, wäre am liebsten nach Göttingen gegangen, das eben damals mit Lehrern wie Heyne, Michaelis, Schlözer ꝛc. im Zenith seines Ruhmes stand. Allein der Vater hatte seine Studien einst in Leipzig absolvirt, mithin konnte ja gar kein Zweifel darüber aufkommen, daß der Sohn ebenfalls in Leipzig studirte. Im Herbst 1765 verließ er Frankfurt — nicht wie ein Sohn, der zum ersten male vom väterlichen Hause scheidet, sondern wie ein Gefangener, der endlich die verhaßte Kette hinter sich wirft.

III. Goethe's Jünglingsalter. 1765 — 75.

Erster Eintritt in Leipzig; Freundschaft und Kunst.

Es war gerade Meßzeit, als Goethe in Leipzig eintraf; das lebhafte Treiben auf den Straßen erinnerte ihn an ähnliche Schauspiele, welche er von früh auf in seiner Vater-

ſtadt geſehen hatte, und ſo bezog er frohen Muthes ſeine Wohnung in einem Durchgang der Großen Feuerkugel auf dem jetzigen Neumarkt.

Bald indeſſen ſollte er merken, daß es in der That ein neuer und fremder Boden war, auf dem er ſich bewegte; die Fügſamkeit gegen Andere, die Unterordnung unter eine größere Gemeinſchaft, welche die häusliche Erziehung verſäumt hatte ihm beizubringen, wurde allmälig nachgeholt und zwar nicht immer auf die ſanfteſte Weiſe. Zunächſt mußte er es erleben, daß Hofrath Böhme, ein Freund ſeines Vaters, an welchen er von ihm empfohlen war, ſeinen Plan, die Jurisprudenz hinter dem Rücken des Vaters mit den ſchönen Wiſſenſchaften zu vertauſchen, als einen thörichten Einfall verwarf, womit denn ſeine liebſten Träume zerflatterten. Auch bei Frau Böhme hatte er eine für ſeine Eigenliebe höchſt empfindliche Schule durchzumachen. Als eine fein gebildete, geſchmackvolle Dame, fand ſie an dem jungen Zögling mancherlei zu tadeln und zurechtzuſtutzen, von dem er anfangs gar nicht begriff, daß es anders ſein könne, ja worauf er bisher wohl gar ſtolz geweſen war. Nicht blos ſein altväteriſcher Anzug, der zwar aus den beſten Stoffen gefertigt, aber von unmodiſchem Schnitte war, ſondern auch ſeine ganze ſüddeutſche Lebhaftigkeit und Ungebundenheit des Weſens, ſeine frankfurter Sprechweiſe, ſeine häufigen Provinzialismen und derben ſprichwörtlichen Redensarten erregten Anſtoß, und Schritt vor Schritt mußte er ſich entſchließen, ſich erſt äußerlich, dann auch innerlich nach den zierlichen ſächſiſchen Begriffen umzumodeln. Das kam ihm ſehr hart an und machte ihn irre an ſich ſelbſt, bis der glückliche Leichtſinn der Jugend ihm endlich auch darüber hinweghalf. Sogar an ſeinem poetiſchen Talent fing er an zu zweifeln; die Muſter, nach denen er ſich in Frankfurt gebildet hatte, galten in dem literariſch vorgeſchrittenen Leipzig, dem Hauptſitz der damaligen poetiſchen und kritiſchen Cultur, für längſt veraltet, und mit Beſchämung gewahrte er, daß er, der ſich in der Stille wol gar

ſchon für fix und fertig gehalten, noch ein Beträchtliches hinter der Bildung der Zeit zurückgeblieben war.

Auch in den Vorleſungen fand er wenig Troſt. In den juriſtiſchen glaubte er nichts zu hören, als was er bei ſeinem Vater ſchon längſt zum Ueberdruß auswendiggelernt hatte. Erneſti, der berühmte Philolog, auf den er beſonders hohe Erwartungen geſetzt hatte, war in ſeinen Vorträgen über Cicero's „De officiis" ſo langweilig und ledern, ein ſolcher ängſtlicher philologiſcher Silbenſtecher, daß der junge Student ſich ſchmerzlich enttäuſcht fühlte. Selbſt Gellert, der berühmte Gellert war auf dem Katheder ein ziemlich ungenießbarer Mann, der überdies die Verwegenheit hatte, in den poetiſchen und ſonſtigen ſtiliſtiſchen Verſuchen, welche Goethe bei ihm einreichte, allerhand Schnitzer gegen den guten Geſchmack und die Reinheit des Stils zu entdecken. Noch weiter blieb er in ſeinen äſthetiſch-kritiſchen Anſichten hinter Goethe's Erwartungen zurück. Der berühmte Lehrer ſtand mit ſeinem Geſchmack noch völlig in einer längſt vergangenen Epoche; die neue leidenſchaftliche Dichtung, welche ſich ſeit Klopſtock entwickelt hatte, war ſeinem ängſtlichen, maßvollen Sinne zuwider; er bekämpfte ſie nicht gerade, aber er ignorirte ſie, und Goethe verſichert ausdrücklich, die Namen Klopſtock, Leſſing, Gleim, Kleiſt, alſo die glänzendſten Namen der damaligen Literatur, die eigentlichen Lieblingsnamen der deutſchen Jugend, von Gellert's Lippen niemals vernommen zu haben.

Solchergeſtalt war denn das erſte Halbjahr, das er in Leipzig verlebte, ziemlich trübe, und erſt als mit dem Sommer 1766 einige frankfurter Landsleute, namentlich der ihm ſchon früher befreundete Johann Adam Horn nach Leipzig kamen und ihn in ihre geſelligen Kreiſe zogen, fing er an ein wenig aufzuleben. Von beſonderer Wichtigkeit wurde für ihn der Beſuch eines ältern Landsmannes, des in der Folge ſo berühmt gewordenen Johann Georg Schloſſer, ſeines ſpätern Schwagers, der, zehn Jahre älter als Goethe, damals ſchon eines gewiſſen Rufes genoß und ſich bereits als Autor und Geſchäftsmann

bewährt hatte. Mit ihm machte er nicht nur die Runde bei den damaligen leipziger Celebritäten, den ehedem so gefürchteten Gottsched an der Spitze, sondern Schlosser führte ihn auch in einen Kreis von Studenten und jungen Gelehrten ein, welche sich, zum größten Theil frankfurter Landsleute, in dem Schönkopf'schen Gasthause auf dem Kleinen Brühl zu versammeln pflegten. Diese Gesellschaft wurde für Goethe höchst bildend; er mußte hier lernen zuhören und die Ueberlegenheit Anderer anerkennen. Besondern Einfluß auf ihn übte die Bekanntschaft mit dem spätern Hofrath Behrisch, der damals als Hofmeister eines jungen sächsischen Edelmannes in Leipzig lebte. Behrisch, für Goethe gewissermaßen der Merck des leipziger Aufenthalts, war ein Mann von scharfem Verstande, fein gebildet, mit einem lebhaften Widerwillen gegen das Unbedeutende und Mittelmäßige; ohne selbst productiv zu sein oder sein zu wollen, kritisirte er mit unbarmherziger Strenge die poetischen Versuche seines jungen Freundes und hinderte ihn namentlich irgendetwas in Druck zu geben.

Und da Goethe nun auch sonst allerhand angenehme gesellige Verbindungen angeknüpft hatte, so führte er bald ein heiteres genußreiches Leben, bei dem freilich der eigentliche Zweck seines Aufenthalts, das juristische Studium, nur sehr nebenher betrieben ward. Man machte Verse, ging in das Theater, neckte sich mit Professoren und Literaten, verkehrte auch gelegentlich mit jungen Schönen, von denen Goethe selbst nichts Tröstlicheres zu sagen weiß, als daß sie „besser gewesen als ihr Ruf" — bis endlich ein an sich unbedeutender Auftritt, bei dem jedoch Behrisch' junger Zögling compromittirt war, zur Auflösung dieser heitern Vereinigung führte. Behrisch verließ Leipzig, und damit hatte der Kreis seinen eigentlichen Stützpunkt verloren, sowie namentlich den Hauptreiz, der Goethe bis dahin an denselben gefesselt hatte.

Um sich für den Verlust zu entschädigen und den Missmuth abzuwehren, der ihn aufs neue zu erfassen drohte, kehrte Goethe neuerdings mit besonderm Eifer zu den bil-

denden Künſten zurück. Es lebte damals in Leipzig der zu ſeiner Zeit hochberühmte Maler Auguſt Friedrich Oeſer, Director der dortigen Kunſtakademie (geb. 1717, geſt. 1768). Bei ihm nahm Goethe Unterricht im Zeichnen; auch im Holzſchnitt ſowie ſpäterhin im Kupferſtich verſuchte er ſich, und auch die mündliche Unterhaltung mit dem feingebildeten kenntnißreichen Oeſer und ſeiner geiſtvollen Tochter Friederike gewährte dem angehenden Künſtler vielfache Anregung und Belehrung und trug weſentlich dazu bei, ſeine Begriffe über Kunſt, Schönheit, Nachahmung der Alten und ähnliche Gegenſtände zu läutern. Auch eine etwas abenteuerliche Reiſe nach Dresden, die ausſchließlich der dortigen Gemäldegalerie galt, in welcher ihn jedoch die Italiener kaltließen, während die prächtigen lebensfriſchen Niederländer ihn entzückten, fällt in dieſelbe Zeit und erweiterte ſeinen künſtleriſchen Geſichtskreis ebenfalls um ein Beträchtliches.

Auch das Theater gewährte ihm vielfache Unterhaltung und Belehrung. Die Koch'ſche Truppe, die damals in Leipzig ſpielte, war eine der beſten in Deutſchland; das Repertoire war ausgewählt, die damals beliebten Stücke von Elias Schlegel, Weiße, Clodius, Romanus ꝛc. wurden häufig gegeben und boten durch ihre Vorzüge ſowol wie durch ihre Fehler mannichfachen Stoff zu kritiſcher Erörterung und Belehrung. Und als nun endlich gar Leſſing's „Minna von Barnhelm" über die Bretter ging, dieſes erſte und bisjetzt noch einzige deutſche Luſtſpiel höhern Stils, da eröffnete ſich dem aufmerkſamen Zuſchauer eine Quelle der wichtigſten Anregungen und Betrachtungen, die auch für ſeine eigenen Verſuche nicht ohne die nachhaltigſten Folgen blieben.

Allein bevor wir dieſe Verſuche aufzählen, müſſen wir noch erſt eines neuen zärtlichen Verhältniſſes gedenken, welches Goethe in Leipzig anknüpfte und das ihn nur allzu bald alle Wonnen und Qualen leidenſchaftlichſter Liebe empfinden ließ.

Anna Dorothea Schönkopf, von Goethe ſelbſt in „Wahrheit und Dichtung" Aennchen, in ſeinen an ſie gerichteten Briefen gewöhnlich Käthchen genannt, lebte als Tochter des Wirthes in jenem Gaſthauſe auf dem Brühl, in welchem der früher geſchilderte Kreis ſich vorzugsweiſe verſammelte. Zur Zeit, da Goethe ſie kennen lernte, zählte ſie zwanzig Jahre, alſo drei Jahre mehr als er ſelbſt; von lieblichſtem Aeußern, ſchlank, friſch, jugendlich, dabei muntern und gemüthlichen Weſens, entzündete ſie raſch das leicht empfängliche Herz des jungen Dichters. Im Herbſt 1766 ſtand die Leidenſchaft bereits in vollſter Blüte. Es war ein ſchöner Kreis, der ſich damals um die Liebenden verſammelte: Buchhändler Reich, der Verleger Wieland's, deſſen „Muſarion" kurz zuvor erſchienen war und Goethe in das lebhafteſte Entzücken verſetzt hatte; Buchhändler Junius mit ſeinen feingebildeten, beſonders durch muſikaliſches Talent ausgezeichneten Töchtern; die Breitkopf'ſche Familie; Häſer, der Vater der berühmten Sängerin, und Andere ähnlichen Schlages. Lectüre, Muſik, Komödienſpiel erhielten die Freunde in fortwährender anmuthiger Bewegung; namentlich wurde auch die gefeierte „Minna von Barnhelm" zur Aufführung gebracht.

Aber ſchon mit dem Frühjahr 1767 trübte ſich das Verhältniß. Goethe, deſſen verwöhntes Herz eben Alles erſt lernen mußte, ſelbſt auch die Liebe, zeigte ſich herriſch, launiſch und eiferſüchtig und quälte das geliebte Mädchen mit unbegründetem Argwohn. Eine zeitlang ertrug Käthchen ſeine Unarten geduldig, und wirklich gelang es ihrer Sanftmuth immer wieder, den thörichten Liebhaber reuig zu ihren Füßen zurückzuführen. Endlich aber riß ihr doch die Geduld; verletzt von ſeinen ewigen Launen und Eiferſüchteleien, zog ſie ſich von ihm zurück und kein Bitten und Flehen des verzweifelnden Liebhabers vermochte ihm ihr Herz wiederzugewinnen. Sie verlobte ſich (um dies hier beiläufig zu erwäh-

nen) im Frühling 1769 mit einem Dr. Kanne in Leipzig, mit dem ſie ſich auch bald darauf vermählte; mit Goethe blieb ſie noch einige Zeit in Briefwechſel, ſah ihn auch bei ſeinen ſpätern Beſuchen in Leipzig wieder und ſtarb endlich im Jahre 1810.

Für den jungen Dichter, der einen ſolchen Ausgang ſeiner Quälereien nicht vermuthet hatte, war das nun freilich eine höchſt niederſchlagende Erfahrung. Allein eben weil er ein Dichter war, wußte er auch ſeinem Schmerze noch etwas Anderes abzugewinnen als nur Seufzer und Thränen. „Die Laune des Verliebten", ein Schäferſpiel in Alexandrinern, im damaligen Gellert-Gleim'ſchen Geſchmack, geſchrieben im Frühjahr 1767, enthält die poetiſche Beichte ſeines Unrechts und ſeiner Schuld. Ein anderes Erlebtes legte er im Frühjahr des folgenden Jahres in den „Mitſchuldigen" nieder; über den Urſprung dieſer Komödie, die eine für einen ſo jungen Mann wahrhaft erſchreckende Welt- und Menſchenkenntniß verräth, haben wir ſchon oben geſprochen.

Reiner als in dieſen beiden Schöpfungen ſpiegelt ſich Goethe's damalige Stimmung in den Liedern, welche in jener Zeit entſtanden und von denen uns wenigſtens ein Theil erhalten iſt; nämlich jene ungefähr zwanzig Lieder, welche Bernhard Breitkopf, ein muſikaliſcher Freund Goethe's, in Muſik ſetzte und im Jahre 1770, jedoch ohne Namen des Verfaſſers, als bloße beiläufige Texte zur Muſik, herausgab. Das Heft war lange Zeit verſchollen, bis es nach mehr denn ſiebzig Jahren, im Jahre 1844, auf Tieck's Veranſtaltung unter dem Titel: „Goethe's älteſtes Liederbuch", neu abgedruckt wurde; gegenwärtig hat auch der größere Theil der Sammlung in der neuen Ausgabe der Werke ſeinen Platz gefunden. Einzelnes hatte Goethe ſelbſt ſchon früher darin aufgenommen, aber ſo umgearbeitet und verändert, daß nur wenig von der urſprünglichen Faſſung übriggeblieben iſt. In dieſer letztern offenbaren die Lieder ein heiteres, ſanft bewegtes Gemüth, das ſich dem Leben willig öffnet und ſeine

kleinen Leiden und Freuden mit Grazie poetiſch zu verarbeiten bemüht iſt; es ſind anmuthige Spielereien, von natürlich leichtem, angenehmen Fluß, den ſpätern großen Dichter aber konnte noch Niemand daraus ahnen; wie ſie denn auch in der That völlig unbemerkt vorübergingen.

Bedenklicher als dieſe poetiſchen Spiele war eine andere Art des Troſtes, womit er ſich für den Verluſt ſeines geliebten Käthchen zu entſchädigen ſuchte: nach der Art ſolcher jungen trotzigen Charaktere, ſtürzte er ſich, Betäubung für ſeine Schmerzen ſuchend, in allerhand Ausſchweifungen und Leichtfertigkeiten, die endlich im Frühjahr 1768 eine lebensgefährliche Krankheit zur Folge hatten. Ein Blutſturz befiel ihn, monatelang ſah er ſich ans Krankenlager gefeſſelt, und ſo war es denn eine ſehr peinliche und niedergedrückte Stimmung, in welcher er endlich, mit noch nicht ganz befeſtigter Geſundheit, am 28. Auguſt 1768, ſeinem Geburtstage, die Rückreiſe in das Vaterhaus antrat.

Quarantaine im Vaterhauſe: 1768 — 70.

Schiffbrüchig war er drei Jahre zuvor aus dem Vaterhauſe gezogen; ſchiffbrüchig kehrte er dahin zurück. Gelernt hatte er in den drei Jahren ſeiner Abweſenheit gewiß viel und mancherlei, nur wenig oder nichts, was ſeinen künftigen Beruf anbetraf; dazu war er krank und misgeſtimmt und der ſtrenge eifrige Vater war am wenigſten geeignet noch geneigt, ihm diejenige Nachſicht zu erweiſen, deren ſein krankes Herz und ſeine erſchütterte Geſundheit bedurfte.

Im Gegentheil, der alte Goethe war während dieſer drei Jahre noch finſterer und mürriſcher geworden; der leipziger Aufenthalt des Sohnes, deſſen wahre Beſchaffenheit er aus den Briefen deſſelben wohl erkannte, machte ihm wenig Freude, und ſo wandte der ganze pädagogiſche Eifer des alten wunderlichen Herrn ſich mit verdoppelten Gewicht auf das einzige ihm noch übriggebliebene Kind Cornelia.

Aber auch Cornelia war ein eigenthümlich geartetes Weſen, das ebenfalls nur wenig Neigung verſpürte, die Launen des Vaters durch weiſe Fügſamkeit zu mäßigen. Von unſchönem Aeußern, bei ſcharfem Verſtande ihrer körperlichen Mängel vollſtändig bewußt, von herben, faſt ſchroffen Manieren, trug ſie in ihrem Innern ein weiches, liebebedürftiges Herz, wagte jedoch nicht, daſſelbe zu zeigen, weil ſie fürchtete, dadurch in einen Widerſpruch mit ihrer Aeußerlichkeit zu gerathen, der ſie der Spottluſt ihrer Umgebung preisgeben könnte. In ihrem Vater erblickte ſie nur den Tyrannen, der ſie um den unbefangenen Genuß ihrer Jugend brachte; zu der leichtblütigen lebhaften Mutter ſcheint ſie kein näheres Verhältniß gehabt zu haben. Das einzige Mittel, dem Druck des Vaterhauſes zu entgehen, war für ſie die Ehe — und doch ſagte ſie ſich, daß ſie bei ihrem unſchönen Aeußern nur ſchwer Jemand finden würde, der ſich aus wirklicher Neigung um ihre Hand bewürbe. So, vereinſamt, mit ſich ſelbſt zerfallen, faßte ſie eine krankhaft leidenſchaftliche Liebe für den Bruder; ſeine Briefe waren ihr einziger Troſt geweſen, und da er nun jetzt perſönlich zu ihr zurückgekehrt war, verhätſchelte ſie ihn mit parteiiſcher Zärtlichkeit und nöthigte ihre Freundinnen und Geſpielen, denen ſie durch die Ueberlegenheit ihres Geiſtes imponirte, ihn ebenfalls zu verhätſcheln. Gegen den Vater lebten die Beiden in einer fortwährenden geheimen Conſpiration, an der gelegentlich auch wol die Mutter theilnahm. Es iſt dies überhaupt die Schattenſeite dieſes ſonſt ſo reichen und glücklichen Daſeins, daß Goethe ſchon vom älterlichen Hauſe her kein eigentliches richtiges Familienleben kennen lernte; wir werden noch ſehen, wie dieſer Mangel ſich an ſeinem eigenen Leben rächte und wie hier eine wunde Stelle blieb, die weder die Roſen der Liebe, noch der Lorber des Dichters, noch endlich das Lockenhaar des Olympiers jemals völlig verdecken konnten.

Beſonders ſchlecht ſtellten ſich Vater und Sohn zuſammen. Der Vater hatte die Briefe, welche letzterer ihm von Leipzig

geſchrieben, ſorgfältig aufbewahrt und geſammelt, und mit dieſem dicken Heft kam er nun angerückt, dem Sohne nachträgliche Vorwürfe über die ſchlecht benutzte Zeit zu machen. Dazu kam, daß Johann Wolfgang ſich in Leipzig eine Menge neuer, im älterlichen Hauſe verpönter Ideen angeeignet hatte, die er denn, wiederum nach der Art der Jugend, zuweilen wol mit etwas mehr Emphaſe vortrug und behauptete, als eben nöthig und ſchicklich war. So gab es Tag für Tag endloſe Häkeleien und die Mutter hatte alle Hände voll zu thun, um den Frieden nur wenigſtens äußerlich aufrechtzuerhalten oder den geſtörten doch möglichſt bald wiederherzuſtellen.

Für den Augenblick freilich blieb die Hauptſache, daß der Sohn wieder geſund wurde; er mußte ſich einer langen beſchwerlichen Cur, bei ſtrenger Diät und vielfachen Schmerzen unterziehen, bis er ſich endlich im Frühjahr 1769 als völlig geneſen betrachten durfte.

Aber der rechte Lebensmuth und Lebensgenuß wollte noch immer nicht zurückkommen. Nicht blos das Vaterhaus, auch die ganze Vaterſtadt misfiel ihm; beſonders fand er ſeine Landsmänninnen, die jungen Damen von Frankfurt, im Vergleich mit den Schönheiten von Leipzig plump und ungebildet, und auch das geſtörte Verhältniß zu Käthchen, die ſich um eben dieſe Zeit mit dem früher genannten Dr. Kanne verlobte, laſtete auf ſeinem Herzen.

Bei dieſer Stimmung fielen denn die leiſen Mahnungen des Fräulein von Klettenberg allmälig auf einen empfänglichern Boden als früher. Sie erklärte ihm ſeine innere Unruhe, ſeine Verſtimmungen ohne Grund, ſeine Sehnſucht ohne Gegenſtand auf ſehr einfache Weiſe: es käme Alles daher, ſagte ſie ihm, weil er keinen rechten Gott hätte. Durch die ganze damalige Zeit geht ein tiefes inbrünſtiges Verlangen nach einem unmittelbar gegenwärtigen perſönlichen Gott, dem man ſeine ſpeciellſten Leiden und Kümmerniſſe klagen darf und der ſich dann auch wol mitunter durch ein

unmittelbares persönliches Eingreifen in den Lauf der Dinge, durch Wunder und Zeichen offenbart. Die merkwürdigste Erscheinung dieser Art ist Lavater, sowie andrerseits auch die Schwindeleien eines Cagliostro, Gaßner, Mesmer ꝛc. dabei nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Der wahre Grund dieser auf den ersten Blick so disparaten Erscheinungen aber liegt in der in der Einleitung unseres Aufsatzes besprochenen Richtung des gesammten Jahrhunderts auf das Persönliche, das Individuelle; dies individuelle, persönliche Geschlecht mußte nothwendig auch einen individuellen, persönlichen Gott haben, der sich nach Umständen auch als solcher offenbarte, und so stehen der crasse Messiasglaube Lavater's und die Geisterbannereien in Potsdam und Leipzig vollkommen unter demselben Gesetz geschichtlicher Entwickelung.

Auch Goethe mußte dieser Richtung der Zeit seinen Tribut zahlen; nur daß seine glücklich organisirte Natur ihm leichter darüber hinweghalf als unzähligen Andern und daß sein künstlerischer Seherblick auch hier mitten im mystischen Graus und Wust die poetischen Goldkörner richtig herausfand. Einstweilen nahm er es sehr ernst damit; er sang und betete nicht nur mit der Klettenberg und besuchte ihre frommen Zusammenkünfte, sondern er ließ sich auch von dem Arzt, der ihn während seiner Krankheit behandelt hatte, einem Dr. Müller, einem alten wunderlichen Grübler, der selbst jener mystischen Richtung angehörte, in die Geheimnisse der Kabbala einweihen; er studirte die Lehren des Theophrast und arbeitete auf den Stein der Weisen, als ob er allen Ernstes Gold machen wollte. Das kostete manche Stunde und manchen Tag, verloren waren sie aber bei alledem nicht: es waren köstliche Vorstudien zum „Faust", dessen magische Partien ohne diese Studien niemals jene Naturwahrheit und Lebensfülle erlangt hätten, die wir jetzt daran bewundern.

Aber wie dazwischen immer wieder ein mal das Weltkind auftauchte und wie er sich dann plötzlich in den Strudel geselliger Lustbarkeit stürzte, so kehrte er auch von diesen Tie-

geln und Retorten, dieſen Zauberbüchern und Goldenen Ketten, dieſen Tractätlein und Ketzergeſchichten bei erſter Gelegenheit wieder zu den geliebten Muſen zurück. Beſonders eifrig ſtudirte er in dieſer Zeit Shakſpeare und Wieland, in welchem letztern er damals noch einen echten Zögling der Griechen verehrte. Auch Goldſmith's „Vicar of Wakefield" ſowie überhaupt die engliſche Literatur beſchäftigten ihn vielfach. Dagegen producirte er in dieſer Zeit wenig oder nichts, wenigſtens nichts, was er nicht bald darauf ſelbſt wieder vernichtet hätte, und ſein Freund Horn, der um dieſe Zeit von Leipzig zurückkam, konnte nicht umhin, ihn etwas „ſtipide" und zurückgekommen zu finden.

Aufenthalt in Strasburg. Bekanntſchaft mit Herder. 1770 — 71.

Endlich nach reichlich anderthalb Jahren (Ende März 1770) ſchlug zum zweiten mal die Stunde, die den misvergnügten Sohn aus der Oede des älterlichen Hauſes befreite. Nach dem Willen des Vaters ſollte der junge Rechtscandidat nach Strasburg gehen, um daſelbſt die Lücken ſeines juriſtiſchen Wiſſens auszufüllen und ſich den Doctortitel, dieſe nach damaligen Begriffen wichtigſte und unentbehrlichſte Empfehlung für den künftigen Rechtsgelehrten, zu holen. Außerdem ſollte er ſich daſelbſt auch in der Kenntniß der franzöſiſchen Sprache und Literatur, die für das bürgerliche Fortkommen damals noch weit unentbehrlicher war als heutzutage, vervollkommnen. Fräulein von Klettenberg hatte in Strasburg einige pietiſtiſche Bekannte; indem man den jungen Mann denſelben zuwies, glaubte man ihn vor einem etwaigen Rückfall in die leipziger Leichtfertigkeiten geſichert.

Goethe ſelbſt kam dieſe Reiſe höchſt erwünſcht. Und wenn es nichts weiter geweſen wäre, als daß er dem Vaterhauſe noch ein mal den Rücken kehren durfte, ſo hätte ſchon dies genügt, ihm ſeine alte Heiterkeit wiederzugeben. Die Stadt Strasburg mit ihren ſtattlichen Häuſern gefiel ihm; die frucht-

bare anmuthige Umgebung, prangend im Frühlingsſchmuck, entzückte ihn. Auch mit ſeinen geſelligen Bedürfniſſen fand er ſich bald zurecht. Zwar die pietiſtiſchen Bekannten ſeiner frommen Freundin ſagten ihm wenig zu; er fand in ihnen nur beſchränkte Köpfe voll Unduldſamkeit und blinden Eifers, die ihm die Myſtik gründlich verleideten und von denen er ſich daher baldmöglichſt losmachte.

Dafür trat er in einen andern höchſt anziehenden Kreis ein, nämlich in die Tiſchgeſellſchaft des Dr. Salzmann, eines ſchon ziemlich bejahrten, gebildeten und angeſehenen Mannes, der ſeine junge Genoſſenſchaft ebenſo durch die Gediegenheit ſeines Charakters wie durch das Uebergewicht ſeiner Bildung und ſeines bürgerlichen Anſehens zuſammenhielt und ſie zu Ernſt und Scherz trefflich anzuleiten wußte. Die Geſellſchaft beſtand größtentheils aus Medicinern, und bei der raſchen Empfänglichkeit ſeiner Natur ſah Goethe ſich bald von ihren mediciniſchen Unterhaltungen und Beſchäftigungen mit fortgeriſſen; der juriſtiſche Repetent nahm ſeine Zeit nur wenig in Anſpruch und ſo beſuchte er um ſo fleißiger die Kliniken und Krankenhäuſer, hörte ſelbſt Chemie und Anatomie und nahm ſogar perſönlich das Secirmeſſer in die Hand.

Auch übrigens war ihm bald die alte fröhliche Laune zurückgekehrt; die letzten Nebel ſeiner pietiſtiſchen Epoche von ſich ſchüttelnd, ſpielte er Karten, haſchte ſich und tändelte mit Mädchen, muſicirte, focht, ritt, reiſte und nahm auch noch ein mal Tanzunterricht, um bei den häufigen Vergnügungen dieſer Art kein müſſiger Zuſchauer bleiben zu müſſen. Ein angebliches Liebesabenteuer, welches er bei dieſer Gelegenheit mit den Töchtern ſeines Tanzlehrers gehabt und bei dem er, wie ſpäterhin Fernando in ſeiner „Stella", zwiſchen zwei liebenden Weibern geſtanden haben will, wird von ihm ſelbſt nur flüchtig angedeutet; vielleicht iſt es ſogar nur eine poetiſche Erfindung, um die Kataſtrophe, welche bald darauf ſeine ſeſenheimer Liebſchaft ereilte, deſto beſſer zu motiviren.

Bei alledem jedoch war er keineswegs das volle leichtfertige Weltkind geworden wie in Leipzig: bei aller Lebensluſt und Munterkeit herrſchte in dem Salzmann'ſchen Kreiſe doch ein gewiſſer ſittlicher Ernſt und auch Goethe fand Gelegenheit in dem Verkehr mit dem bekannten Jung-Stilling, der damals unter ſehr gedrückten Verhältniſſen in Strasburg Medicin ſtudirte, die urſprüngliche Biederkeit, das Hülfreiche und Edle ſeiner Natur zu bewähren. Ein ähnlicher Charakter und zugleich einer der vertrauteſten unter Goethe's damaligen Freunden war Lerſe, dem er dann das bekannte ſchöne Denkmal im „Götz" errichtet hat.

So war das ſtrasburger Leben alſo nicht blos anregend, ſondern auch ſammelnd. Es war die eigentliche Ergänzung zu dem leipziger Aufenthalt; wie jener negativ-kritiſch, ſo war dieſer poſitiv-vorbereitend. Dieſer poſitive, ſammelnde Einfluß zeigt ſich insbeſonders auch darin, daß die erſten Anfänge zu einigen von Goethe's bedeutendſten Werken, namentlich von „Götz" und „Fauſt" in dieſe Zeit fallen; vielleicht jedoch hatte er den Plan zu letzterm bereits von Frankfurt mitgebracht.

Nur für Dasjenige, was den eigentlichen Zweck dieſes Aufenthalts hatte bilden ſollen, blieb auch er wieder ziemlich unfruchtbar: das juriſtiſche Studium wurde nur oberflächlich getrieben, die franzöſiſche Sprache aber mit Abſicht vernachläſſigt.

Denn gerade hier in Strasburg, in dieſer ehemaligen Perle des Deutſchen Reichs, die demſelben ſo ſchmählich entriſſen war, erwachte das deutſch-patriotiſche Gefühl des jungen Mannes; gerade hier, gegenüber einer fremden Cultur, die ſich immer anmaßlicher hervordrängte, lebte in den eigentlichen bürgerlichen Schichten noch ein gut Theil alten ehrenfeſten deutſchen Sinnes; gerade hier erhob ſich jenes Wunderwerk des ſtrasburger Münſters, dieſes Kleinod unter den Baudenkmalen des Mittelalters.

In der Schule eines Oeſer und Wieland erzogen, hatte Goethe dem Münſter anfangs keinen Geſchmack abgewinnen können; dem allgemeinen Urtheil ſeiner Zeit folgend, hatte er darin wie in der ſogenannten gothiſchen Kunſt überhaupt nur ein „krausborſtiges Ungeheuer" geſehen, die wunderlichen Ueberreſte einer Barbarei, welcher das vorgeſchrittene Geſchlecht glücklicherweiſe hinter ſich hatte. Bei längerm Aufenthalte jedoch fing er an, ihn mit andern Augen zu betrachten; wie ſein patriotiſcher Sinn allmälig erwachte, erwachte auch ſein Verſtändniß der alten vaterländiſchen Kunſt und bald, mit jener Luſt an den Extremen, welche der Jugend ſo natürlich, war er einer ihrer lauteſten und eifrigſten Bewunderer. Eine weſentliche Unterſtützung dabei fand er in Herder: eine Bekanntſchaft, die in eben dieſe Zeit fällt und die nun entſcheidend wurde für ſein ganzes Leben.

Herder, 1744 geboren und alſo nur fünf Jahre älter als Goethe, hatte damals bereits einen bekannten Namen in der deutſchen Literatur; ein Schüler Hamann's, war er einer der vornehmſten Apoſtel jenes Evangeliums von der unbedingten Berechtigung des Subjects, mit welcher die unmittelbare Hingabe an die Natur, die unbedingte Verachtung aller Regeln und Geſetze in innigſtem Zuſammenhange ſtand. Auch die Poeſie ſollte zur Natur zurückgelenkt werden; keine Syſteme, keine Theorien, keine Autoritäten ſollten mehr gelten, ſondern Alles ſollte der Poet aus ſich ſelbſt ſchöpfen und ſeiner alleinigen Meiſterin, der Natur. Die einzigen Vorbilder, welche geſtattet wurden, waren die Bibel und Homer, Shakſpeare und Oſſian, Klopſtock und die Volkspoeſie: eine etwas bunte Zuſammenſtellung, der aber doch das Gemeinſame zugrunde lag, daß damit eine maſſenhafte Oppoſition gegen alles künſtlich Ueberlieferte, alles ſchulmäßig Zurechtgeſtutzte und Anerzogene gemacht ward.

In dieſes Myſterium der freien Kunſt wurde nun Goethe durch Herder, dem er als einem berühmten Schriftſteller nicht verſäumt hatte, ſeine Aufwartung zu machen und der an der

Harmloſigkeit des jungen empfänglichen Mannes Gefallen gefunden hatte, eingeweiht. Es war keine ſehr angenehme Veranlaſſung, die Herder nach Strasburg geführt hatte: er wollte ſich daſelbſt durch den berühmten Lobſtein von einem läſtigen Augenübel befreien laſſen, und auch ſeine ſonſtigen perſönlichen Verhältniſſe befanden ſich damals in einer Ungewißheit, die dem ungeduldig reizbaren Mann doppelt empfindlich war. Unter dieſen Umſtänden bot der Umgang mit dem jungen lernbegierigen Goethe eine ganz erträgliche Zerſtreuung für ihn; er zog ihn ſich zum Schüler heran, ließ ihn Shakſpeare und die Alten leſen, machte ihm die Lückenhaftigkeit ſeiner Kenntniſſe fühlbar und trieb ihm zugleich den letzten Reſt franzöſiſchen Geſchmacks und galanter leipziger Bildung aus.

Aber auch in ſittlicher Hinſicht war der Umgang mit Herder eine heilſame Schule für den verwöhnten, eigenwilligen jungen Mann. Die Operation, auf welche Herder ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, misglückte; andere Umſtände trafen zuſammen, die ihn immer reizbarer und mislauniger machten. Dieſe ſchlechte Laune ließ er regelmäßig an dem jungen Freunde aus, während dieſer doch theils durch die Pflicht des Krankenwärters, theils durch den Reſpect vor dem berühmten Manne ſich verhindert fühlte, Herder's vielfachen, nicht immer freundlichen Spöttereien in derſelben Weiſe zu erwidern. Mit ſchonungsloſer Offenherzigkeit, ja faſt mit einer Art von Schadenfreude hielt Herder dem jungen Dichter ſeine Unwiſſenheit vor, ſeine Eitelkeit, ſeine Leichtfertigkeit und was ihm irgend ſonſt von ſittlichen Schlacken anhaftete; die Krankenſtube Herder's wurde für Goethe eine Schule der Duldung und Selbſtbeherrſchung; die grauſame aber feſte Hand des ältern Freundes brannte unerbittlich alle faulen Flecke aus ſeinem Innern und nöthigte ihn, mit der neuen Kunſttheorie und der neuen äſthetiſchen Bildung auch einen neuen ſittlichen Menſchen anzuziehen.

Seſenheim.

Um Oſtern 1771 verließ Herder Strasburg; die Lücke, die dadurch in Goethe's Leben entſtand, würde ihm noch fühlbarer geweſen ſein, hätte nicht bereits ſeit einiger Zeit die Hand der Liebe dafür geſorgt, die Wunde der Freundſchaft zu heilen. Bei einem der häufigen Ausflüge, welche Goethe in die Umgegend von Strasburg unternahm, war er auch nach Seſenheim gekommen, einem Dorfe bei Druſenheim, ſechs Stunden von Strasburg. Bei der Familie des dortigen Predigers Johann Jakob Brion, hatte er eine gaſtfreundliche Aufnahme gefunden; es war im October 1770, zur Zeit der Weinleſe, alſo zu einer Zeit, wo die Geſelligkeit unwillkürlich einen höhern Schwung nimmt und der allgemeine Jubel das Blut raſcher durch die Adern treibt.

In dieſer erhöhten Stimmung hatte Goethe die Bekanntſchaft der beiden älteſten Töchter des Pfarrers gemacht, beide wegen ihrer Schönheit weit und breit bekannt. Und der Ruf hatte nicht zuviel geſagt; wie die Jüngere, Friederike, ins Zimmer trat, damals im ſechzehnten Jahre, in der kleidſamen ländlichen Tracht, kindlich und unſchuldvoll, fühlte der Dichter, daß ſein Herz wieder ein mal verloren war. Aber diesmal ernſtlicher als je; ein luſtiges Studentenabenteuer hatte er beabſichtigt, und ſiehe da es wurde eine ernſte, innige Leidenſchaft daraus, die wenigſtens über Eines Schickſal die Würfel für immer warf und deren Schatten auch Goethe ſelbſt niemals ganz aus ſeinem Leben entfernen konnte.

Auch dieſe ſeſenheimer Idylle hat der Meiſter ſelbſt mit ſo unnachahmlicher Grazie und dabei mit ſo viel ſittlicher Strenge gegen ſich ſelbſt geſchildert, daß es Vermeſſenheit wäre, wollten wir hier, in der trockenen Skizze, die uns allein verſtattet iſt, ausführlicher dabei verweilen. Es war ein wunderbares Verhältniß, vielleicht der reichſte und jedenfalls der reinſte Liebesfrühling, der einem Dichter jemals beſchieden war. Alle freie Zeit, die Goethe ſich von ſeinen ſtrasburger Studien abmüſſigen konnte, verbrachte er im Pfarrhauſe zu

Seſenheim, und wenn er nicht zu den Füßen der Geliebten ſitzen durfte, ſo dichtete er Verſe für ſie, malte ihr nach damaliger Mode bunte zierliche Bänder oder überſetzte für ſie den Oſſian. Die Geliebten genoſſen der vollſten vertraulichſten Freiheit des Umgangs; von keiner Seite (ſo wenigſtens ſtellt Goethe die Sache dar und bei der ſonſtigen Aufrichtigkeit ſeiner Beichte haben wir keinen Grund, ihn in dieſem Punkt der Unwahrheit zu bezichtigen) war nie ein Wort geſprochen worden, das etwas Bindendes oder Verpflichtendes enthielt und doch betrachtete Jedermann, der das ſchöne jugendliche Paar zuſammen durch Wieſen und Felder ſtreichen oder ſich im Ringeltanz drehen oder in der warmen Ofenecke beieinander ſitzen ſah, es als ganz ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Beiden ſich angehören würden auf ewig.

Jedermann, auch die Alten, auch vermuthlich Friederike ſelbſt, nur Einer nicht — und dieſer Eine war Goethe. Goethe fühlte oder glaubte zu fühlen, daß dieſes Mädchen, ſo ganz geſchaffen ihn als Geliebte zu entzücken, doch nicht geeignet ſei zu ſeiner Gattin; er wußte voraus oder glaubte voraus zu wiſſen, daß ſein Vater, der Kaiſerliche Rath, niemals dieſe Ehe ſeines einzigen Sohnes und Erben mit einer unbekannten mittelloſen Dorfpredigerstochter zugeben würde, und auch er ſelbſt verſpürte wol nur wenig Luſt, den ehrgeizigen Flug ſeiner Zukunft mit dieſem Bleigewicht einer vorzeitigen, ausſichtsloſen Verlobung zu beladen. Und doch war er zu ſchwach, ſich dieſen umſchlingenden Armen zu entreißen und doch konnte er dem Blick dieſer großen treuherzigen Augen nicht widerſtehen; mit dem Bewußtſein, daß er ſie täuſchte, täuſchte er ſie weiter und genoß ein Glück, von dem er vorausſah, welche Schmerzen der Verlaſſenen daraus erwachſen würden. Das war die Schlange, die auf dieſen Roſen lag, das der Tropfen Wermuth, der dieſen Becher, in dem übrigens alle Wonnen des Lebens ſchäumten, vergiftete: dieſe mangelnde „mens conscia recti", von der er an ſeinen Freund Salzmann ſchreibt, dieſes böſe Gewiſſen,

das ihm mitten im Moment des Genuſſes die unvermeidliche Stunde des Abſchieds — und welches Abſchieds! — vor die Seele rückte.

Und endlich kam die Stunde, wo dieſer Abſchied ſich nicht länger aufſchieben ließ; die Doctorpromotion, um derenwillen er hauptſächlich nach Strasburg gekommen, war (6. Aug. 1771) abgemacht — ein wenig oberflächlich, aber genug, ſie war abgemacht und nichts gab es mehr, womit er die Mahnbriefe des Vaters, die ihn nach Hauſe entboten, hätte umgehen oder widerlegen können. Goethe nahm Abſchied von der Geliebten: aber zu feig, vielleicht auch zu barmherzig, ihr ſein Unrecht zu bekennen, ließ er ſie nur ahnen, daß es ein Abſchied ſei auf immer, und erſt von Frankfurt aus gewann er den verhängnißvollen Muth, ihr den Scheidebrief zu ſchreiben.

Friederike empfing ihn mit edler Faſſung; ſie war in dieſem Augenblick größer als ihr Geliebter, ſie wußte ihm zu verzeihen. Aber ihr Herz blieb ihm doch zueigen und auch ihre Hand wurde keinem Andern zutheil; ſie widmete ſich Werken der Wohlthätigkeit, beſonders der Erziehung der Jugend und ſtarb endlich nach einem wechſelvollen aber ſegensreichen Leben, verehrt von Allen, die ſie gekannt hatten, im Jahre 1813, alſo genau in demſelben Jahre, ja vermuthlich in denſelben Monaten, da Goethe mit dem dritten Band von „Wahrheit und Dichtung" beſchäftigt war, der die Verherrlichung ihres Jugend- und Liebelebens enthält und der bereits im folgenden Jahre in die Oeffentlichkeit trat. Später haben dann freilich theils Schmähſucht, theils plumpe Neugier den Verſuch gemacht, ihren Ruf anzutaſten und Diſteln auf das Grab der edlen Dulderin zu pflanzen. Allein die ſorgſamſten kritiſchen Nachforſchungen, die infolge deſſen angeſtellt wurden, haben immer nur aufs neue beſtätigt, daß keine Art von Makel auf Friederikens Namen laſtet und daß ſie der ſchmerzlichen Ehre, die Geliebteſte und Lie-

benswürdigſte geweſen zu ſein von allen Geliebten Goethe's, jederzeit würdig geblieben iſt.

Anders ſteht es mit Goethe ſelbſt. Daß dieſer ein ſchweres Unrecht gegen Friederike begangen und daß der Name Seſenheim einen Flecken bildet auf ſeiner Dichterkrone, kann unſers Bedünkens nur die Frivolität oder der Unverſtand leugnen. Aber Goethe hat ſein Unrecht wenigſtens gebüßt — er hat es gebüßt durch das offene ehrliche Bekenntniß ſeiner Schuld, und auch die härtere, die praktiſche Buße hat die allwaltende Nemeſis ihm nicht erlaſſen: dem Manne, der es in jugendlichem Uebermuth aus Eitelkeit und Schwäche verſchmäht hatte, die beſcheidene Pfarrerstochter zu ſeiner Gattin zu erheben und wenn zehntauſend Väter und zehntauſend Kaiſerliche Räthe ſich dagegen geſetzt hätten — dem Manne iſt dafür auch niemals die Hand eines edlen, reinen Weibes zutheil geworden, er hat nie das Glück des häuslichen Herdes gekannt, eine Maitreſſe waltete in ſeinem Hauſe, der er nur nachträglich, halb aus Mitleid und halb aus Scham, das Almoſen ſeines Namens zuwarf, der einzige Sohn aber, der ihm aus dieſem wüſten Verhältniß übriggeblieben war, ein Sohn, den die Lorbern ſeines Vaters erdrückt und unglücklich gemacht hatten, ging vor ihm in die Gruft und ließ dem mehr als achtzigjährigen Greiſe nichts als die Hoffnung ihm bald nachzufolgen.

So ſind die Thränen der ſeſenheimer Friederike gerächt worden.

Rückkehr nach Frankfurt. Bekanntſchaft mit Merck. Herbſt 1771 bis Frühjahr 1772.

In Frankfurt galt es nun vor allem, den Grund der künftigen Praxis zu legen. Mit Hülfe der Gebrüder Schloſſer, von denen der jüngſte, der uns ſchon von Leipzig her bekannte Johann Georg, ſich eben damals um die Hand Corneliens bewarb, gelang es dem neugebackenen Doctor utriusque auch wirklich eine Art von Clientſchaft zuſammenzubringen, von der er freilich ſelbſt einräumt, daß ſie ſich zunächſt noch

immer „in Nebenſtunden" abmachen ließ. Das Verhältniß mit dem Vater ſtellte ſich nur wenig beſſer als früher, und wiederum war die Schweſter Cornelia die einzige Zuflucht, die er in der „Spelunke" Frankfurt — ſo ſchalt er ſeine Vaterſtadt — hatte.

Um ſo begieriger ergriff er die Gelegenheit nach auswärts hin Verbindungen anzuknüpfen, die ſeinem unruhigen Geiſt und ſeinen poetiſchen Neigungen mehr zuſagten als das proſaiſche Treiben der Vaterſtadt. In dem benachbarten Darmſtadt herrſchte damals, begünſtigt durch die Sympathien des Hofes, in den höhern und mittlern Kreiſen der Geſellſchaft ein lebhaftes literariſches Intereſſe. Goethe, durch Herder, deſſen Braut in Darmſtadt lebte, dahin empfohlen, hatte das Glück, in dieſe Kreiſe eingeführt zu werden. Ganz beſonders anregend war für ihn der Umgang mit Johann Heinrich Merck, heſſen-darmſtädtiſchem Zahlmeiſter und Kriegsrath (1741 — 91). Merck hat, zum Theil durch Goethe's Schuld, ſpäterhin das Schickſal gehabt, vom Publicum ſehr verkannt zu werden. Namentlich hat man in ihm das Urbild zum Mephiſtopheles geſehen, während er doch in der That ganz das Gegentheil dieſes ewig verneinenden Geiſtes war, nämlich ein thätiger wohlwollender hülfreicher Mann, der ſeine Freude daran hatte, Andere, insbeſondere jüngere Kräfte zu fördern und auf den richtigen Weg zu bringen. Freilich war er zugleich ein ſehr klarer ruhiger Kopf, deſſen nüchterne Schärfe einem jungen Phantaſten, wie Goethe damals noch war, mitunter recht unbequem fallen mochte. Allein nur um ſo wichtiger wurde ſein Einfluß auf den jungen Dichter; er vollendete gleichſam jenes Erziehungswerk, welches Herder in Strasburg begonnen hatte und veranlaßte Goethe, ſich ſelbſt mit größerer Sorgfalt zu beobachten. Insbeſondere mahnte und trieb er ihn, das reiche Talent, das in ihm wohnte und das der Blick des Freundes wohl erkannte, nicht zu verzetteln, ſondern ſich zu größern Schöpfungen zuſammenzufaſſen. Auch eröffnete er ihm aller-

lei literariſche Bekanntſchaften, von denen diejenige mit Fr. Chr. Höpfner in Gießen, dem ſpäter ſo berühmten Juriſten, ſowie mit verſchiedenen andern dortigen Gelehrten von vorzüglicher Wichtigkeit für ihn wurde. Dieſelben nahmen an einer gelehrten Zeitſchrift theil, den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", deren Redaction damals auf Merck's Betrieb der mehrgenannte Schloſſer übernommen hatte. Auch Goethe wurde zur Mitarbeitſchaft eingeladen und lieferte infolge deſſen für die Jahrgänge 1772 und 1773 des genannten Blatts eine Reihe von Recenſionen über Sulzer, Wieland, Denis, Bahrdt, ferner über Homer, die damals beliebte Bardenpoeſie ꝛc., in welchen er die von Herder empfangenen äſthetiſchen Grundſätze weiter ausführte und praktiſch anzuwenden ſuchte. Die Aufſätze ſind friſch und kräftig, in dem zu jener Zeit üblichen derben, etwas ſtudentiſchen Tone geſchrieben und müſſen als ein wichtiges Ferment der großen literariſchen Umwälzung betrachtet werden, die ſich damals in Deutſchland vorbereitete. Auch einige andere kleine Schriften, welche zu derſelben Zeit entſtanden, haben wir als Nachklänge jener ſtrasburger Epoche anzuſehen. Es ſind erſtlich ein fliegendes Blatt: „Von deutſcher Baukunſt", eine Verherrlichung des ſtrasburger Münſter in Hamann'ſchem Stil; ferner ein „Brief des Paſtors N. an den neuen Paſtor zu N. N.", in welchem er ſich mit Klettenberg'ſcher Milde über das Weſen der Religion und die Pflichten gegen Andersdenkende äußert; endlich ein Abſchnitzel der kirchengeſchichtlichen Studien, die er zum Behuf ſeiner Doctorſchrift getrieben: „Zwei wichtige bisher unerörterte bibliſche Fragen, zum erſten mal gründlich beantwortet von einem Landgeiſtlichen in Schwaben."

Aufenthalt in Wetzlar. Anfänge des „Werther" und Veröffentlichung des „Götz". 1772 — 73.

Da der junge Advocat an ſeiner frankfurter Praxis noch nicht viel verſäumte, ſo hielt der Vater es für zweck-

mäßig, ihn zum gänzlichen Abſchluß ſeiner juriſtiſchen Studien für einige Zeit nach Wetzlar zu ſchicken, wo damals noch das berühmte Reichskammergericht beſtand und zahlreiche junge Juriſten aus allen Gegenden Deutſchlands, die hier gleichſam die letzte Hohe Schule durchmachen, den letzten Schliff in der wichtigen Kunſt des Proceſſirens erlangen wollten, um ſich verſammelte. Goethe, von dem wir wiſſen, wie läſtig ihm der Aufenthalt in Frankfurt war, folgte dem väterlichen Beſchluß mit Freuden und begab ſich im Frühjahr 1772 nach Wetzlar. Unter den jungen Männern, denen er hier näher trat, und die mit Vorliebe einen gewiſſen derben, kräftigen Ton unter ſich cultivirten, wie wir ihn dann auch im „Götz" abgeſpiegelt finden, iſt beſonders Friedrich Wilhelm Gotter aus Gotha (1746—97) zu nennen: eine liebenswürdige milde Natur, die ſich im Grunde mehr der franzöſiſchen Eleganz zuneigte, aber doch den derben kräftigen Ton der Zeit nach Gelegenheit ebenfalls mitmachte. Durch Gotter, der ſchon Verſchiedenes mit Beifall hatte drucken laſſen, kam Goethe in Berührung mit den Dichtern des Göttinger Bundes; namentlich benutzte er den unter dem Einfluß des Bundes erſcheinenden „Göttinger Muſenalmanach", einige damals entſtandene lyriſche Gedichte zu veröffentlichen. Mit Karl Wilhelm Jeruſalem, dem Sohn des berühmten Theologen, der ſich bald darauf (October 1772) durch einen Piſtolenſchuß das Leben nahm, ſtand Goethe in keinem näheren Verkehr; er ſollte auf andere Weiſe für ihn von Wichtigkeit werden.

Sehr intim dagegen war ſein Umgang mit Johann Chriſtian Keſtner aus Hannover, einem Freunde Jeruſalem's, und ſeiner Braut Charlotte Buff in Wetzlar. Sie iſt das Urbild der Werther'ſchen Lotte. Goethe ſelbſt bezeichnet ſie als eine heitere geſunde Natur, „die geſundeſte Luft", ſagt er, „wehte in ihrer Umgebung". Der Umſtand, daß ſie die Braut ſeines Freundes, ſchien jede Gefahr eines leidenſchaftlichen Verhältniſſes zu beſeitigen, und mit völliger Unbefan-

genheit überließ der junge Dichter ſich dem anmuthigen Eindruck des geliebten Weſens.

Denn dies wurde ſie ihm nur allzu bald. Keſtner war viel beſchäftigt, Goethe, nach dem aufgeknöpften, enthuſiaſtiſchen Tone der Zeit, ihr beſtändiger Begleiter: — war es ein Wunder, daß er die Gelübde vergaß, die er ſich ſelbſt beim Abſchied von Friederiken gethan und daß ſein Herz in hellen Flammen ſtand, bevor er es ſelbſt noch ahnte? Merck, der ihn im Laufe des Sommers in Wetzlar beſuchte, erkannte die Gefahr und ſuchte ihr den Freund zu entreißen; er nahm ihn mit ſich auf einer Rheinreiſe nach Koblenz, wo er ihm die Freundſchaft der damals als Romanſchriftſtellerin gefeierten Sophie Laroche, der Jugendgeliebten Wieland's, verſchaffte, und veranlaßte ihn dann, nach Frankfurt zurückzukehren.

Allein dieſe Trennung brachte die Leidenſchaft im Herzen des Dichters erſt recht zum Ausbruch; in häufigen Briefen und Tagebuchblättern ſtrömte er ſie aus, er lebte und webte nur in ihr, alle Gedanken waren nach Wetzlar und Charlotten gerichtet. Keſtner hatte die längſt gewünſchte Anſtellung als Archivrath in Hannover erhalten, der Tag, der ihn auf ewig mit Charlotten verbinden ſollte, rückte heran, und je mehr er ſich näherte, deſto höher ſtiegen die Qualen und Kämpfe des hoffnungslos Liebenden. Es war eine furchtbare Schule der Entſagung, welche Goethe hier durchmachen mußte: auf der einen Seite das geliebte Weſen, ſo vertraulich, ſo unbefangen, und ſeine eigene glühende Sehnſucht, auf der andern das Gebot der Pflicht, die Ehre des Freundes, deſſen brüderliches Vertrauen er unmöglich täuſchen durfte. Goethe rang — rang mit dreiundzwanzig Jahren wie ein Mann: „er wandelte in der Wüſte, da kein Waſſer, ſein Haar war ſein Schatten und ſein Blut ſein Brunnen.“ Schon kämpfte er mit dem Gedanken des Selbſtmords; aber die ſittliche Kraft war größer als das Verlangen, die jugendliche Geſund-

heit ſeiner Seele mächtiger als die Verzweiflung, und ſo behielt er den Sieg.

Doch that ihm eine Abziehung aus dieſen trüben verzehrenden Kämpfen dringend noth und er fand ſie, wo ſie der Dichter immer findet: bei der Muſe. Schon in Strasburg war er durch die Lebensgeſchichte des Ritter Götz von Berlichingen, wie dieſer ſie ſelbſt in treuherzig naivem Stil niedergeſchrieben, lebhaft angezogen worden; er hatte angefangen, ſie zu dramatiſiren und zwar in jener neuen ſchrankenloſen Form, als deren Meiſter und Muſter man damals Shakſpeare betrachtete. Es dauerte lange, bevor der junge Dichter ſich genugthun konnte; mehrmals arbeitete er ſein Werk um und erſt auf Merck's dringendes Zureden entſchloß er ſich im Lauf des Jahres 1772 es zu veröffentlichen. Da er keinen Verleger dafür finden konnte, ſo ließ er es auf eigene Koſten drucken; es erſchien zu Oſtern 1773. Die äſthetiſche Würdigung der Goethe'ſchen Schriften liegt, wie wir ſchon im Eingang bemerkt haben, außer den Grenzen dieſer Skizze, und ſo führen wir nur kurz an, daß das Werk in ganz Deutſchland das ungeheuerſte Aufſehen machte und namentlich bei der Jugend den außerordentlichſten Enthuſiasmus erregte; der unbekannte frankfurter Advocat ohne Clienten war auf ein mal zu einem der gefeiertſten Namen Deutſchlands, zum Führer und Abgott einer ungeſtümen, thatenluſtigen Jugend geworden, die ihrem Freiheitsdrang zunächſt kein anderes Genüge thun konnte, als daß ſie die Regeln der alten Aeſthetik über den Haufen warf und eine neue Kunſt, eine Kunſt der Regelloſigkeit und Formloſigkeit proclamirte. Mit dem „Götz" beginnt eine neue Epoche der deutſchen Literatur; waren auch die erſten Aeußerungen derſelben noch ziemlich wüſt und tumultuariſch, ſo lag doch ein Kern von Kraft und Geſundheit darin, der ihre Auswüchſe beiweitem überwog.

Unter den poetiſchen Freunden und Verehrern aus dieſer Zeit ſind beſonders Johann Michael Reinhold Lenz, deſſen

Bekanntſchaft Goethe ſchon in Strasburg gemacht hatte, ſowie Goethe's Landsmann Friedrich Maximilian Klinger (geb. 1753, geſt. als ruſſiſcher General und Curator der Univerſität Dorpat 1831) zu nennen, deſſen bald darauf erſchienenes Drama „Sturm und Drang" der ganzen Epoche den Namen gab. Auch mit Lavater, den Grafen Stolberg, den Brüdern Friedrich und Georg Jacobi und andern ſtrebenden Geiſtern der Zeit wurden freundſchaftliche Verbindungen angeknüpft, und ſelbſt Vater Goethe, ſo läſtig ihm die häufigen literariſchen Einquartierungen auch fielen, konnte doch ein behagliches Schmunzeln über den ſteigenden Ruhm des Sohnes nicht unterdrücken.

Dieſer ſelbſt fühlte ſich durch den unerwarteten Erfolg ſeines „Götz" natürlich ſehr gehoben und dieſe gehobene Stimmung offenbarte ſich dann ſofort in einer Reihe von größern und kleinern Plänen und Productionen, die er damals raſch hintereinander aufs Papier warf. „Fauſt" wurde vorgenommen, der Plan zu einer Tragödie „Cäſar" entworfen und eine Reihe kleiner dramatiſcher Arbeiten, meiſt im Stil des Hans Sachs, den er damals kennen und ſchätzen lernte, und auf literariſche und geſellige Ereigniſſe ſeines Kreiſes bezüglich, vollendet. So das „Faſtnachtsſpiel von Pater Brey, dem falſchen Propheten", in welches Herder's Brautſtandsgeſchichte hineinſpielt, der „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", „Der Jahrmarkt zu Plundersweilen". Auch „Götter, Helden und Wieland", eine „Farce", durch welche Goethe ſich von dem als franzöſiſch erkannten Geſchmack des einſt ſonſt ſo verehrten Wieland völlig losſagte, wurde damals „in Einer Sitzung, bei einer Flaſche Burgunder" niedergeſchrieben. Das muthwillige Werkchen war, wie auch die vorgenannten, nur zur Privatunterhaltung des nächſten Goethe'ſchen Kreiſes beſtimmt; zweideutige Freunde ließen es hinter dem Rücken des Dichters drucken und hätten ihm damit leicht eine unangenehme literariſche Fehde erwecken können, hätte Wieland nicht den unerwarteten Angriff mit

muſterhafter Urbanität und Klugheit aufgenommen und ihm dadurch ſelbſt die Spitze abgebrochen.

Werther.

Allein weit entfernt, durch dieſe kleinen Arbeiten wirklich ausgefüllt zu werden, trug der Geiſt des Dichters ſich eben damals mit einem Werke, das in die tiefſten Abgründe ſeiner Seele hinabreichte und das denn auch bald alles Andere bei ihm verdrängte. Das war „Werther". Ueber die Entſtehung und geſchichtliche Beziehung des „Werther" haben wir ſchon vorhin einige Andeutungen gegeben. Es ſind dabei zwei ungleichartige Elemente zu unterſcheiden: erſtlich die tragiſche Geſchichte des jungen Jeruſalem und zweitens Goethe's eigene Liebe zu Charlotte Buff, der Braut ſeines Freundes Keſtner. Jener hat ihm einige äußere Anhaltspunkte ſowie namentlich die Kataſtrophe des Helden geliefert; in dieſer dagegen wurzelt der eigentliche Lebensnerv des Werks, ihr verdankt es ſeine unübertreffliche Wahrheit, ihr die Glut und Neuheit ſeiner Darſtellung, ſowie den beiſpielloſen Erfolg, den es in Deutſchland, in Europa, in der ganzen Welt hatte und der ſich noch jetzt erneuert mit jedem neu heranwachſenden Geſchlecht. Noch niemals waren die Kämpfe und Qualen, die Wonnen und Freuden einer ausſchließlichen, ſich ſelbſt zerſtörenden Leidenſchaft in dieſer Vollſtändigkeit, mit dieſer erſchütternden Wahrheit und Lebendigkeit geſchildert worden; noch niemals hatte ein deutſcher Dichter dieſe Gewalt der Darſtellung, niemals die deutſche Sprache dieſen Zauber entfaltet. Werther wurde das Ideal des jungen ungeduldigen Geſchlechts, das keine Schranke neben, kein Geſetz über ſich erkennen wollte; nur die Unbedingtheit der Leidenſchaft und das ſchmerzlich wollüſtige Wühlen in ihr, der Selbſtgenuß des Individuums bis zur eigenen Vernichtung deſſelben gewährte dieſem Geſchlecht Befriedigung, und mit Entzücken fand es den poetiſchen Ausdruck dafür

im „Werther", deſſen Verfaſſer nun der Abgott aller jungen ſchwärmeriſchen Herzen wurde.

Und doch, wie die kürzlich veröffentlichten Originalbriefe Goethe's an Keſtner und ſeine Braut beweiſen, war der Dichter unendlich größer als ſein Held, und noch größer als der Dichter war der Menſch Goethe. Werther iſt Goethe, allerdings: aber ohne die ſittliche Kraft ſeiner Reſignation, die ſich eben durch das Kunſtwerk frei machte. Werther weiß nur unterzugehen, der Dichter, der in denſelben Qualen gerungen, weiß ſie zu beſiegen; ſo oft auch der verlockende Gedanke der Selbſtvernichtung ſich an ihn herandrängt, er hat ihn zurückgewieſen, er bleibt leben, die Fluten, die ſeinen Helden verſchlingen, müſſen ſich theilen vor ihm, und aufrechten Hauptes, durch Entſagung gereinigt, betritt der Gerettete, der durch eigene Kraft Gerettete, den Boden eines neuen Lebens.

Das Buch wurde im Frühjahr 1774 im Verlaufe weniger Wochen gleichſam hingeſchleudert. Das trübe Schickſal Corneliens, die ſeit dem Herbſt 1773 mit Schloſſer vermählt war, ohne doch in ihrer Ehe die rechte Befriedigung zu finden, ſowie das ähnliche Schickſal einer liebenswürdigen jungen Freundin, Maximiliane Laroche, einer Tochter Sophiens, vermählten Brentano zu Frankfurt, preßten auf der Seele des Dichters und vermehrten die trübe Stimmung, von der er ſich eben durch ſein Buch zu befreien ſuchte. Sechs Monate ſpäter im Herbſt 1774 erſchien daſſelbe im Druck; die Wirkung war, wie geſagt, beiſpiellos.

Doch ſollte ſie für Goethe perſönlich zunächſt nur wenig Erfreuliches haben. Das Keſtner'ſche Ehepaar fühlte ſich gekränkt durch die Unbefangenheit, mit welcher der Dichter es in die Oeffentlichkeit gezogen hatte; die Kritik, vorzüglich die berliner, die ſich ſchon damals durch beſondere Nüchternheit auszeichnete, entſetzte ſich über die Unſittlichkeit des jungen Dichters, man machte ihn verantwortlich für die Thorheiten, welche einige allzu heiße Köpfe im Namen ſeines Buches be-

gingen, Schriften und Gegenschriften wurden gewechselt, die Geistlichen von den Kanzeln predigten gegen ihn — kurz, es gab ein Aufsehen und einen Lärm, der dem Dichter aufs gründlichste verhaßt war und ihn für längere Zeit zu dem Entschluß brachte, nichts mehr drucken zu lassen, sondern nur für sich selbst und den nächsten Kreis seiner Freunde zu schreiben.

Doch sind wir damit der Zeit theilweise vorausgeeilt. Während der sechs Monate, welche bis zu Veröffentlichung des „Werther" vergingen, führte der Dichter, nachdem diese Last nun ein mal abgewälzt und somit gleichsam mit der Vergangenheit abgeschlossen war, ein heiteres, genußvolles Leben. Selbst die frankfurter Schönen kamen ihm jetzt nicht mehr so unbedeutend vor wie anfangs; zu einer derselben, Anna Sybylle Münch, trat er sogar in ein freundschaftlich galantes Verhätniß, das auch literarisch wichtig geworden ist, indem er auf Auffoderung dieser Dame den „Clavigo" schrieb, ein Stück, das zwar nach Merck's derbem Ausdrucke nur „Quark" war gegen Das, was der Dichter hätte eigentlich schreiben können, das aber doch ein bemerkenswerthes Zeugniß gibt von der Gestaltungskraft und dem frischen dramatischen Leben, das ihn damals erfüllte. Daneben ließ er „Cäsar" und „Faust" nicht aus den Augen; von neuen Plänen kamen „Mahomet", der „Ewige Jude" und „Prometheus" hinzu Auch studirte er damals eifrigst den Spinoza, dessen großartige Lehre von der Resignation seiner damaligen Gemüthsverfassung so ganz zusagte und der auch von allen Philosophen, alten wie neuen, am meisten und dauerndsten auf ihn eingewirkt hat.

Auch das äußere Leben verlief unter mannichfaltiger Anregung. Fräulein von Klettenberg schied um diese Zeit aus dem Leben (December 1774); doch wurde die Lücke bald durch neue ansprechende Bekanntschaften ersetzt. Lavater besuchte ihn in Frankfurt; eine Rheinreise, die er mit ihm gemeinschaftlich machte, verschaffte Goethe die Bekanntschaft

Heinse's und des Jacobi'schen Kreises zu Pempelfort. Im Herbst reiste Klopstock durch Frankfurt, und der junge ruhmgekrönte Dichter verfehlte nicht, dem Altmeister der damaligen vaterländischen Literatur seine Aufwartung zu machen. Mit den Gebrüdern Stolberg wurde ein lebhafter Briefwechsel unterhalten, dem sich auch die Schwester derselben, Gräfin Auguste, eine eigenthümliche, tiefe, empfindungsreiche Seele, aus der Ferne anschloß. Dazwischen meldete sich auch ein Herr von Knebel, der mit dem Erbprinzen von Weimar, Karl August durchreiste; Goethe wurde dem jungen geistvollen Fürsten vorgestellt und flößte ihm rasch eine lebhafte Zuneigung ein.

Lili.

In dasselbe wichtige Jahr fällt jedoch noch eine andere Bekanntschaft, die sehr bald ein sehr leidenschaftliches Gepräge annahm und bei der wir daher noch einen Augenblick verweilen müssen. Unter den gastlichen Häusern Frankfurts, die sich jetzt um die Bekanntschaft des jungen berühmten Autors bewarben, war auch das Haus der Frau Schönemann, geb. d'Orville, einer reichen oder doch für reich gehaltenen Kaufmannswitwe, welche einen ihrem Rufe entsprechenden Aufwand machte. Goethe fühlte sich in den glänzenden Cirkeln derselben wenig heimisch; aber die Tochter vom Hause, Elisabeth, in Goethe's Gedichten Lili, auch Belinde genannt, fesselte ihn. Sie war eine Erscheinung wie sie in diesen Kreis paßte: jung, schön, glänzend, vielleicht auch ein wenig kokett; gegen seinen Willen hielt sie den Dichter am Spieltisch fest und machte ihn zum Sklaven ihrer Launen. Da die Partie auch äußerlich viel Annehmbares hatte, so gewann das Verhältniß, besonders durch das Zuthun vorsorglicher Freunde und Freundinnen, bald einen sehr ernsthaften Anstrich; der Widerspruch des alten Goethe, dem eine minder glänzende Schwiegertochter lieber gewesen wäre, wurde beseitigt und die Verlobung des jungen Paares (April 1775)

öffentlich verkündigt. Zwei Singſpiele: „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa-Bella", beide beſonders in der ältern proſaiſchen Abfaſſung, ſowie eine Anzahl kleinerer Gedichte geben uns ein Abbild des Verhältniſſes; ein drittes Stück „Sie kommt nicht", das Goethe im Sommer deſſelben Jahres zur Feier ihres Namenstages ſchrieb, iſt verlorengegangen. Auch die „Stella, ein Schauſpiel für Liebende", die in dieſelbe Zeit fällt und in der Reminiscenzen des ſtrasburger Aufenthalts, des „Götz" und des „Werther" wiederkehren, wurde unter dem Einfluß dieſer Leidenſchaft vollendet.

Doch ſollte dieſelbe nicht lange ungetrübt bleiben. Trotz des Zaubers, mit welchem Lili ihn gefangen hielt, konnte der Dichter ſelbſt ſich doch nicht verbergen, daß die beiderſeitigen Charaktere im Grunde nur wenig zueinander paßten und daß die ſchöne, ſtolze, an rauſchende Vergnügungen gewöhnte Kaufmannstochter wol eigentlich nicht das Weib war, deſſen der Poet, der Künſtler zu ſeinem Lebensglück bedurfte. Dieſes Bewußtſein, wie er es täglich von ſich ſcheuchte und wie es täglich mit verdoppelter Gewalt zurückkehrte, verſetzte ihn in die heftigſte Unruhe; kleine Zerwürfniſſe mit der Geliebten, ſowie die Sorge wegen der künftigen äußerlichen Stellung kamen dazu, und ſo war es eine Art von Flucht, als er ſich entſchloß, die Grafen Stolberg, die ihn im Mai 1775 in Frankfurt beſuchten und die damals noch mit dem ganzen wüſten Gepränge der Kraftgenies auftraten, auf eine Reiſe in die Schweiz zu begleiten. Unterwegs beſuchte er Cornelien, die mit ihrem Manne in Emmendingen im Breisgau lebte; ſelbſt unter der Laſt einer unbefriedigten Ehe leidend, drang ſie mit Heftigkeit in ihn, das Verhältniß zu Lili aufzugeben, und vermehrte dadurch ſeine Zweifel und Qualen.

Auch der Aufenthalt in der Schweiz, wo er beſonders bei Lavater in Zürich verweilte, wurde ihm dadurch verbittert. Doch faßte er damals, in der republikaniſchen Umgebung der Schweiz, den erſten Gedanken zum „Egmont", der freilich erſt viele Jahre ſpäter vollendet werden ſollte.

Ende Juli war er wieder in Frankfurt zurück; die Nähe der Geliebten entzündete ſeine Leidenſchaft von neuem, während auch alle Uebelſtände und Widerſprüche, die in dem Verhältniß lagen, ſich ebenfalls erneuten. Endlich zu Anfang October erfolgte der Bruch; die Verlobung wurde aufgehoben. Lili vermählte ſich ſpäter mit einem Herrn von Türkheim in Strasburg, als deſſen Gattin ſie ſich die allgemeinſte Achtung erwarb; ſie ſtarb 1816. Goethe aber, dem der Aufenthalt in Frankfurt durch dieſe unglückliche Begebenheit nun völlig verleidet war, beſchloß ſeiner Vaterſtadt aufs neue und dies mal auf längere Zeit den Rücken zu wenden.

Der Vater, dem noch immer ſein eigener Aufenthalt in Italien in roſigſter Beleuchtung vor der Seele ſtand, wünſchte, der Sohn möchte auf einige Zeit nach Italien gehen, um im Studium der dortigen Kunſtwerke ſeine höhere Bildung zu vollenden. Der Sohn war auch ſehr geneigt dazu, nur wünſchte er vorher noch einen Beſuch in Weimar zu machen, wohin der junge Fürſt, der kurz zuvor auf der Reiſe zu ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Luiſe von Darmſtadt abermals durch Frankfurt paſſirt war, ihn aufs verbindlichſte eingeladen hatte. Auch dazu gab der Vater ſeine Beiſtimmung. Es war Abrede genommen, daß ein Hofcavalier des Fürſten mit einem herzoglichen Wagen durch Frankfurt kommen und Goethe mitnehmen ſollte. Der Tag der Durchreiſe war feſtgeſetzt worden, Goethe machte ſeine Abſchiedsbeſuche — allein wer nicht kam, war der Cavalier. Der Vater, der zu den fürſtlichen Bekanntſchaften des bürgerlichen Doctors der Rechte kein rechtes Zutrauen hatte, höhnte und neckte, bis dem Sohne endlich die Geduld riß; die ſofortige Reiſe nach Italien ward beſchloſſen, Goethe verließ Frankfurt und ſchon wollte er von Heidelberg, wo er in einem befreundeten Hauſe einige Tage verweilt hatte, weiterreiſen — als eine Eſtaffette ihn bei Nacht und Nebel nach Frankfurt zurückrief. Zufällige Hinderniſſe hatten die Reiſe des Cavaliers verſpä-

tet; jetzt war er da und versicherte, ohne Goethe nicht vor seinem fürstlichen Gebieter erscheinen zu dürfen.

So entschloß Goethe sich denn ihn zu begleiten; am 7. November 1775 langten die Reisenden in Weimar an.

IV. Goethe's Mannesalter. 1775 — 1810.

Erster Eintritt in Weimar. Sturm und Drang.

Unter den zahlreichen und bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen Goethe während seines langen Lebens in näherer Verbindung gestanden, sind eigentlich nur zwei, die ihm vollkommen ebenbürtig, sowol an Größe des Geistes wie an Hoheit des Charakters: das sind Schiller und Karl August. Karl August, den die deutsche Geschichtschreibung noch lange nicht hinlänglich gewürdigt hat, ist eine ganz ähnliche Erscheinung wie Goethe selbst, nur daß das Gewicht bei ihm nicht in die ästhetische, sondern in die praktische Sphäre fällt; er ist der vollendete Mensch des 18. Jahrhunderts auf dem Throne, die schöne enthusiastische Seele, die unter dem Fürstenkleide so frei und menschlich schlägt, als wäre sie im Bettlergewande geboren, und die daher auch an allem Schönen und Würdigen den thätigsten, menschlich freiesten Antheil nimmt.

Auch an Goethe schloß der junge Fürst sich mit einer Freundschaft und Hingebung an, die alle Schranken des Standes und alle Rücksichten der Etikette beiseite setzte; er duzte sich mit ihm, machte ihn zum Gefährten seiner Jagden, seiner Reisen und sonstigen Lustbarkeiten und auch an den Planen und Arbeiten, mit denen er für das Wohl seines kleinen Landes besorgt war, ließ er ihn freien und würdigen Antheil nehmen. Schon nach wenigen Monaten, im Februar 1776, wohnte Goethe auf Wunsch des Herzogs den Sitzungen des Geheimen Rathes bei; am 11. Juni erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme

im Geheimen Rath, und einem Gehalt, der ſeine Unabhängigkeit ſicherte. Goethe fing an ſich als Staatsmann zu fühlen; er begleitete den Herzog an den Hof von Deſſau, ſowie ſpäter (Mai 1778) nach Berlin, wo ihm noch der Anblick der untergehenden Sonne des Friedrich's des Großen zutheil ward. Eifrig unterſtützte er die Verbeſſerungsplane des Herzogs, während er zugleich mit zarter Hand das Verhältniß der fürſtlichen Ehegatten, die Anfangs nicht ganz zuſammenpaſſen wollten, in das richtige Gleis zu bringen bemüht war. Ein beſonders wichtiges und dauerndes Verdienſt um das Land erwarb er ſich durch die Berufung Herder's, welche er vermittelte (October 1777), und auch übrigens gelang es ihm, manches ſchwierige Geſchäft glücklich abzuſchließen und manches Hinderniß, das ſich den hochherzigen Abſichten ſeines fürſtlichen Freundes entgegenſtellte, zu beſeitigen.

Daneben ſorgte er aber auch für den Schmuck des Lebens durch Poeſie und Kunſt. Da der große Schloßbrand vom Jahre 1774 die frühere weimariſche Bühne zerſtört hatte, ſo half er bald nach ſeiner Ankunft ein Liebhabertheater einrichten, an dem er ſelbſt und auch die fürſtliche Familie Antheil nahm. Auch der weimariſche Park iſt Goethe's Werk und zeigt, mit welchem tiefen Schönheitsſinn er auch die unmittelbare Natur zu leiten und zu veredeln verſtand. Minder glücklich war er mit dem Bergbau zu Ilmenau, den er auf beſondern Wunſch des Herzogs wieder in Gang brachte und der ihm die erſte Veranlaſſung bot zu mineralogiſchen und andern mit Neigung gepflegten naturwiſſenſchaftlichen Studien. Das Unternehmen koſtete viele Zeit und Arbeit und mußte endlich doch als unausführbar wieder aufgegeben werden.

Zwiſchen dieſen ernſten arbeitsvollen oder künſtleriſch genußvollen Stunden gab es freilich auch andere, in welchen die beiden Freunde ihrem Uebermuth die Zügel ſchießen ließen. Der Herzog war eine kräftig ſinnliche Natur, die ſinnliche Freuden liebte; die geheime Geſchichte des weimariſchen

Hofes bewahrt manchen Zug aus jener Zeit, welcher die kecke Lebensluſt, die geniale Ueberkraft des jungen Dichters und ſeines hochgeſtellten Freundes beſtätigt. Vieles davon mag Erfindung oder Entſtellung ſpäterer Zeit ſein; aus Allem jedoch, auch das Derbſte und Keckſte nicht ausgeſchloſſen, geht unwiderleglich hervor, daß, wie wild der Becher der Freude damals auch zuweilen ſchäumte, ihm doch die Roſen der Grazien niemals fehlten und daß Goethe auch in dieſer Beziehung ſeinem fürſtlichen Freunde als weiſer Rathgeber zur Seite ſtand.

Dem entſprechend regelte er auch ſein eigenes Leben; an die Stelle der frühern Ungebundenheit und Hingebung trat eine weiſe Vorſicht, die ihn ſorgſam prüfen ließ, wem er und wie weit er ſein Herz erſchloß. Die jungen Kraftgenies, die im Dichter des „Götz" und des „Werther" ihren Meiſter verehrten und die nun auf die Nachricht von ſeiner Erhebung von allen Seiten nach Weimar geeilt kamen, wußte er geſchickt zu entfernen, während er ſich ältern gediegenen Freunden mit Innigkeit anſchloß. Auch feierte der Zauber ſeiner Perſönlichkeit überall die glänzendſten Triumphe; Knebel, durch den er die Bekanntſchaft des Herzogs gemacht hatte, widmete ihm unausgeſetzt die innigſte Freundſchaft, Wieland aber, der von ihm ſo ſchwer Beleidigte, wurde durch ſeine Liebenswürdigkeit dergeſtalt gefangen genommen, daß er laut für ihn ſchwärmte und ihn für den vollkomſten aller Sterblichen erklärte.

Von literariſchen Arbeiten war bei dieſem lebhaften amtlichen und geſelligen Treiben freilich nicht viel die Rede. Doch entwarf er den Plan zu einer Tragödie „Nero", ſowie zu einem Stück „Der Falke", das ſich auf ſein Verhältniß zu Lili beziehen ſollte. Auch der Plan zum „Wilhelm Meiſter" wurde entworfen und der Anfang 1777 zu Papier gebracht. In dieſelbe Zeit fallen auch die Anfänge der „Iphigenie". Vollendet dagegen wurden nur untergeordnete Sachen; ſo ein Singſpiel „Lila", „Der Triumph der Empfindſamkeit", in welchem er das von ihm ſelbſt in die

Welt geſetzte Wertherfieber verſpottete, ſowie ein einactiges Drama „Die Geſchwiſter".

Doch um dies Letztere zu verſtehen, müſſen wir noch erſt eine Bekanntſchaft nachholen, welche Goethe unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Weimar gemacht hatte und die bald den entſcheidendſten Einfluß auf ihn gewann. Das iſt ſeine Bekanntſchaft mit Frau von Stein.

Frau von Stein. Die Schweizerreiſe von 1779.

Unter den Damen der damaligen vornehmen Welt von Weimar leuchtete Charlotte von Schardt, geboren 1742, ſeit 1767 vermählt mit dem Oberſtallmeiſter von Stein, ebenſo ſehr durch die Anmuth ihrer Erſcheinung wie durch die Liebenswürdigkeit ihrer Sitten und den Reichthum ihrer Bildung hervor. Als Goethe ſie kennen lernte, war ſie bereits Mutter von ſieben Kindern; das jüngſte, Fritz von Stein, der ſpätere preußiſche Forſtmeiſter, deſſen Erziehung Goethe ſich zu einer Lieblingsaufgabe machte, war bereits mehre Jahre früher geboren, bevor Goethe nach Weimar kam. Aber ſo groß war der Zauber, der ihre ganze Erſcheinung umfloß, daß Goethe ſich bald von der heftigſten Leidenſchaft ergriffen fühlte; das Herz, noch blutend von dem Schmerz um Lili, flog ihr entgegen und hielt ſie feſt umklammert mit unwiderſtehlicher Innigkeit.

Aber Frau von Stein widerſtand doch. Sie war nicht nur eine liebenswürdige und hochgebildete, ſie war auch eine ſittlich ſtarke und edle Frau; nicht nur ihr klarer ruhiger Verſtand, auch ihr Pflichtgefühl und das Bewußtſein ihrer weiblichen Würde ſicherte ſie gegen die Gefahren, welche die Leidenſchaft des jungen, ſchönen, liebetrunkenen Dichters ihr bereitete. In jahrelangen ſchmerzlichen Kämpfen, in denen ſie ſich immer gleich blieb in klarer ruhiger Milde, gelang es ihr dieſe Leidenſchaft zu einer ſanften geſchwiſterlichen Milde herabzuſtimmen; im Juli 1777 war Cornelia Schloſſer geſtorben und Frau von Stein kannte keinen höhern

Ehrgeiz als dem Freunde die Stelle der geliebten Schweſter zu erſetzen. Es war die Wiederholung Deſſen, was Goethe im Umgang mit den Keſtner'ſchen Brautpaare durchgemacht hatte; noch ein mal mußte er ſein verlangendes Herz bezähmen lernen und mußte die heiße Flamme der Leidenſchaft mäßigen zur milden ſegnenden Wärme der Freundſchaft. In dieſem jahrelangen Kampfe, in welchem Frau von Stein ihm als ſchützender Genius zur Seite ſtand, erhält Goethe's Charakter ſeine letzte Ausbildung; ihrem Umgang, ihrer Freundſchaft verdanken wir den gereiften Dichter. Denn ſie iſt es, die ihn zu jener ſittlichen Klarheit erzogen hat, die ſich in dem ſtrengen Stil, der künſtleriſchen Reinheit ſeiner reifſten und vollendetſten Werke wiederſpiegelt. Auf das Verhältniß zu ihr beziehen ſich die obengenannten „Geſchwiſter", in denen der qualvolle Kampf zwiſchen geſchwiſterlicher und verliebter Neigung geſchildert wird. Aber auch „Iphigenie" (zum erſten male aufgeführt auf dem herzoglichen Liebhabertheater am 6. April 1779) würde niemals geſchrieben worden ſein, hätte Goethe nicht in Charlotte von Stein das Urbild weiblicher Hoheit und Grazie kennen gelernt, hätte ſie nicht, wie Iphigenie vom Haupt des geliebten Bruders, durch die Macht ſchöner reiner Weiblichkeit die Dämonen der Selbſtſucht und der wüſten Begierde vom Haupt des Dichters geſcheucht und, Iphigenien gleich, durch das Opfer ihrer Neigung den alten ſtarren Titanentrotz gebändigt und verſöhnt.

Auch die milde, echt weibliche Perſönlichkeit der Herzogin Luiſe blieb nicht ohne reinigenden Einfluß auf den Dichter; namentlich der „Taſſo", deſſen früheſte Anfänge aus derſelben Zeit datiren, dürfte ohne ihre Einwirkung wol kaum entſtanden ſein.

Als ein äußeres Zeichen der ſittlichen Umwälzung und Läuterung, welche Frau von Stein in Goethe hervorgebracht und die Goethe nun wiederum ſeinem fürſtlichen Freunde mittheilte, iſt die Schweizerreiſe vom Jahre 1779 zu betrachten. Beide fühlten, daß ſie andere geworden als vor

vier oder fünf Jahren, und auch die Nothwendigkeit fühlten ſie, durch einen entſcheidenden äußern Abſchnitt die neue Epoche zu bezeichnen, in welche ſie getreten waren, gleichſam einen Strich zu machen unter die Vergangenheit und ihr neues Leben auch äußerlich neu anzufangen. Am 28. Auguſt 1779, ſeinem dreißigjährigen Geburtstage, war Goethe zum Geheimenrath ernannt worden; wenige Tage ſpäter reiſte er mit dem Herzog, nur vom Oberforſtmeiſter von Wedell begleitet, ab, Niemand wußte wohin. Im tiefſten Incognito gingen die Reiſenden über Frankfurt, wo Goethe's Aeltern ſich des ſtattlichen Beſuchs erfreuten, über Speier, von wo aus Goethe einen Abſtecher nach Seſenheim zu Friederiken machte, über Strasburg, wo er Lili, jetzt vermählte Frau von Türkheim wieder ſah, endlich über Emmendingen, wo er am Grabe der Schweſter ſtand, in die Schweiz, deren wildeſte und erhebenſte Partien bis zu den Gletſchern von Chamouny mitten im Winter durchwandert wurden. Die winterliche Reiſe ſtärkte ihre Kräfte, die Einſamkeit inmitten der großartigen Natur, die Entfernung von allem Eiteln und Nichtigen ſtärkte und reinigte ihre Seele. Es war eine Verſöhnungsreiſe zu Ehren der Vergangenheit, aber auch zugleich eine Saat für die Zukunft; alles thörichte und eitle Treiben, alle wilde und wüſte Leidenſchaft wurde abgeſchüttelt, und als wahrhaft neue Menſchen, geſund von innen und außen, klar und männlich, ihres Zweckes bewußt, kehrten ſie in den erſten Wochen des neuen Jahres nach Weimar zurück. An poetiſcher Frucht hatte die Reiſe nur das Singſpiel „Jery und Bätely“ eingebracht; aber unberechenbar waren die geiſtigen und ſittlichen Früchte, welche die beiden Freunde dadurch gewonnen hatten.

Staatsmann und Dichter.

Dieſer neue Geiſt, der ſich freilich äußerlich zunächſt in einer zunehmenden Zurückhaltung, einer wachſenden Kälte des perſönlichen Benehmens offenbarte, welche die alten Bekannten

oft mismuthig machte, zeigte ſich vor allem in der erhöhten Pflichttreue, mit der Goethe ſich von jetzt an ſeiner amtlichen Beſchäftigung widmete, beſonders ſeitdem er 1782 zum Kammerpräſidenten ernannt worden war. Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete er den Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft, die unter ſeiner Aufſicht ſtanden, namentlich der Univerſität Jena, um deren ſteigende Blüte er ſich die größten Verdienſte erwarb. Aber auch Ackerbau, Induſtrie und Gewerbe allerart ließ er ſich angelegen ſein und bot zu Allem, was der Herzog in dieſer Hinſicht einrichtete und anbahnte, hülfreiche Hand. Selbſt ſeinen geliebten Gartenaufenthalt im Park zu Weimar, in dem er ſoviel ſchmerzlich ſüße Stunden verlebt hatte, opferte er ſeinem Amt und bezog, um die Seſſionen regelmäßiger beſuchen zu können, eine Wohnung in der Stadt.

Denſelben ordnenden, erhaltenden Sinn, das richtige Bewußtſein des gereiften Mannes, der ſich auf der Höhe des Lebens angekommen fühlt, zeigt er in dieſer Zeit auch in dem Verkehr mit ſeinen Freunden. Er knüpft wenig neue Bekanntſchaften mehr an, aber den alten ſucht er neue Innigkeit und Wärme zu geben, wie dem Verhältniß mit Herder (ſeit 1781) und Jacobi (1782), oder wo er ſich von der Unhaltbarkeit überzeugt hatte, da brach er ſie auch wol (wie mit Lavater 1786) gänzlich ab.

Nicht ſo gut gelang ihm dieſe Sammlung in ſeiner Eigenſchaft als Poet. Er hatte noch immer zu viel geſellige Zerſtreuungen, auch wol zu viel amtliche Laſten, um der Kunſt ſo ganz leben und alles Das leiſten zu können, wozu er ſelbſt den Drang in ſich fühlte. Gerade zu Anfang der achtziger Jahre kam das fürſtliche Liebhabertheater wieder neu in Blüte; Goethe ſchrieb dafür ſeine „Vögel" (zuerſt aufgeführt am 18. Auguſt 1780 zu Ettersburg), ſein „Neueſtes aus Plundersweilen", „Die Fiſcherin" (aufgeführt am 22. Juli 1782).

Allein so anmuthig diese Arbeiten größtentheils auch waren, so konnte Goethe selbst sich doch nicht davon befriedigt fühlen; es blieb ein Bruch zwischen Dem was er wollte und was er leistete, ein Bruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Staatsmann und Dichter, der ihn ängstigte und ihn zu keinem rechten Frieden kommen ließ. Dem Bewußtsein dieses Zwiespalts verdankt der „Tasso" seinen Ursprung; er wurde seit März 1780 ausgearbeitet, zunächst, gleich „Iphigenie" in Prosa. Doch blieb er fürs Erste ebenfalls Fragment wie alles Uebrige, was der Dichter in dieser Zeit angriff: die „Briefe aus der Schweiz", „Elpenor", „Wilhelm Meister", „Faust" ꝛc. Mit dem Leben Bernhard's von Weimar, das er auf Wunsch des Herzogs schreiben wollte, kam er sogar nicht einmal über den Entwurf hinaus.

So hin- und hergeworfen in Dem, was ihm das Theuerste war, in seiner Kunst, suchte er Ruhe bei der Natur, der leidenschaftlosen, ewig getreuen, immer gegenwärtigen, die alle Störungen verzeiht, bei der man immer wieder anknüpfen kann, die uns stets wieder mit weichen Armen an den warmen mütterlichen Busen zieht. Dem ilmenauer Bergbau zuliebe hatte er schon vor Jahren das Studium der Mineralogie begonnen; jetzt seit 1781 nahm er auch die strasburger anatomischen Studien wieder auf, denen sich seit 1785 auch die Botanik anschloß. Diese Studien begleiteten ihn namentlich auch auf den häufigen kleinen Reisen die er durch Thüringen, nach dem Harz, Kassel ꝛc. machte; auch wurde seit 1785 Karlsbad häufig und mit Vorliebe besucht.

Aber ganz besänftigt wurden dadurch jene Kämpfe doch nicht; noch immer gab es Stunden, wo er sich als ein „armer Sklave der Pflicht" fühlte und wo nur der Gedanke ihn tröstete, daß es ja jeden Augenblick bei ihm stehe, diese Verhältnisse zu verlassen und sich seine Freiheit zurückzuerobern. Im Mai 1782 war sein Vater gestorben; die größere Wohlhabenheit, zu welcher unser Dichter dadurch gelangt war, ließ den Wunsch wieder in ihm auftauchen, sich mehr und mehr

den Künſten zu widmen. Am meiſten aber ſehnte er ſich einen größern Abſchnitt ſeines Lebens in Italien, dem Lande ſeiner Jugendträume und Jugendſehnſucht, zuzubringen. Die ſittliche und geiſtige Läuterung, welche Goethe durchgemacht, hatte, wie ſchon bemerkt, auch neue äſthetiſche Anſichten und Foderungen in ihm entwickelt; die jugendliche Roheit ſeiner Erſtlingswerke genügte ihm nicht mehr, es ſchwebte ihm das Ideal einer neuen claſſiſchen Form vor, und zugleich ſagte ſein künſtleriſcher Inſtinkt ihm, daß er dieſe claſſiſche Form nur auf dem claſſiſchen Boden Italiens, im unmittelbaren Umgang mit den Ueberreſten der antiken Kunſt erwerben könne. Das Singſpiel „Scherz, Ernſt, Liſt und Rache", 1784 für die Belluomo'ſche Truppe verfaßt, mit deren Niederlaſſung in Weimar das bisherige Liebhabertheater, zu Goethe's weſentlicher Erleichterung, ſich auflöste, deutete dieſe Sehnſucht an; ebenſo das unübertreffliche Lied der Mignon in „Wilhelm Meiſters Lehrjahren", das im Herbſt 1783 entſtand.

Als äußerliche Veranlaſſung kam noch dazu, daß Goethe mit dem Buchhändler Göſchen in Leipzig einen Vertrag wegen Herausgabe ſeiner geſammelten Werke geſchloſſen hatte. Aber die Mehrzahl dieſer Werke waren Fragmente, und in Weimar, das empfand er deutlich, gewann er die Muße nicht, ſie zu vollenden. Dies endlich entſchied; in der Mitte des Lebens angekommen, fühlte er die Verpflichtung auch als Poet etwas Reifes und Vollendetes zu ſchaffen und das konnte nur unter einem reinern, glücklichern Himmel, nur unter der Sonne Italiens konnte das geſchehen. Der Herzog bewilligte gern den erbetenen Urlaub; er und Frau von Stein waren die Einzigen, die von dem Reiſeplane des Dichters wußten. Am 3. September 1786, dem Geburtstage ſeines Fürſten, verließ er heimlich Karlsbad. Um völlig ungeſtört zu ſein, hatte er einen fremden Namen angenommen, er reiſte als ein Herr Möller; im Koffer aber führte er alle jene halbvollendeten Werke mit ſich, die endlich an der Sonne Italiens zur Reife gebracht werden ſollten.

Aufenthalt in Italien. 1786 — 88.

Die zwei Jahre, welche Goethe in Italien verbrachte, ſind nicht nur die glücklichſten, ſondern auch verhältnißmäßig die fruchtbarſten ſeines Lebens geweſen; ſeine vorzüglichſten Werke, „Iphigenie", „Taſſo", „Egmont", ſind hier theils vollendet worden, theils haben ſie ihre neue claſſiſche Form hier erhalten. Auch einige der bedeutendſten Stellen des „Fauſt" verdanken wir ebenfalls dem Aufenthalt in Italien. Noch unſchätzbarer aber iſt, was er dadurch für ſeine Kunſtanſichten im Allgemeinen gewann; ſeine ganze claſſiſche Theorie, das heißt alſo die ganze moderne Aeſthetik datirt von dieſer Reiſe.

„Iphigenie" wurde ſchon am Gardaſee hervorgenommen; in Rom, wo er Ende October eintraf und wo der bekannte Maler Tiſchbein, der Kunſtkenner Hofrath Reifenſtein, die berühmte Angelica Kauffmann, der Sonderling Moritz aus Berlin, ſeinen vorzüglichſten Umgang bildeten, wurde ſie im Januar des folgenden Jahres unter mancherlei Schmerzen vollendet.

Von Rom begab er ſich einige Wochen ſpäter nach Neapel, von wo er Ende März einen Ausflug nach Sicilien machte: eine „Nauſikaa", die er hier entwarf und die dieſem Entwurf nach ein Meiſterwerk geworden wäre, würdig, der „Iphigenie" zur Seite zu ſtehen, blieb leider liegen, da die Unruhe der Reiſe die Ausführung nicht geſtattete und er die die Stimmung ſpäter nicht wiederfinden konnte. Während des zweiten Aufenthalts in Rom, wohin er im Juni des genannten Jahres zurückkehrte, ging er beſonders viel mit Heinrich Meyer um, einem Zeichner und Kunſtgelehrten aus der Schweiz, den er in der Folge nach Weimar zog und mit dem er dann bis an ſeinen Tod (Meyer ſelbſt ſtarb bald nach Goethe, im October 1832) viel und innig verkehrte. Hier und während der Villegiatur in Frascati und Caſtel-Gandolfo vollendete er den „Egmont", ſowie die Umarbeitung der beiden Singſpiele aus der Lili'ſchen Epoche; ein zartes Ver-

hältniß zu einer Dame, die er ſelbſt nur als „die ſchöne Mailänderin" bezeichnet und das ihn aufs neue zu ſchmerzlicher Entſagung nöthigte, verlieh ſeiner Stimmung die nöthige Wärme und gab ſeinem Herzen eine erwünſchte Beſchäftigung. Am längſten machte ihm „Taſſo" zu ſchaffen; aber auch er war der Vollendung nahe und ſomit die poetiſche Aufgabe der italieniſchen Reiſe gelöſt, als er im April 1787 ſich zur Heimkehr rüſtete. Es waren unermeßliche und unverlierbare Schätze, die er heimwärts über die Alpen brachte; ſein poetiſches Gewiſſen war beruhigt, ein neues Ideal der Schönheit war ihm aufgegangen und ins Leben getreten, die antike Kunſt war ihm lebendig geworden, ſeine Menſchenkenntniß hatte die mannichfachſte Nahrung gefunden und auch im Studium der Naturwiſſenſchaften, beſonders der Botanik und der Farbenlehre, hatte er ſich durch zahlreiche und liebevolle Beobachtungen befeſtigt.

Die Franzöſiſche Revolution. Diplomatiſch-militäriſcher Aufenthalt in Schleſien, Frankreich und am Rhein. 1788 — 93.

Goethe's Wiedereintritt in Weimar (Juni 1788) war nicht ganz glücklich. Gern wäre er ganz in Italien geblieben; daß er wiederkehrte, war ein Opfer ſeines Pflichtgefühls und ſiehe da, mit Ausnahme des Herzogs war Niemand geneigt, dies Opfer anzuerkennen. Goethe ſelbſt war in dieſen zwei Jahren unermeßlich gewachſen; die Zurückgebliebenen waren dieſelben geblieben, ſie verſtanden ihn nicht, ja ſie beſchwerten ſich wol gar, daß er anders geworden. Auch die Werke, die er von Italien nach Deutſchland geſendet, machten hier wenig Glück; das Publicum vermißte die alte wilde Kraft ſeiner Jugenddichtungen und die Freunde ſtimmten mit Achſelzucken bei. Sogar „Fauſt", der allerdings noch in ſehr unvollſtändiger Geſtalt 1790 veröffentlicht wurde, blieb beinahe unbemerkt. Die Freundſchaft mit Herder erkaltete, das Verhältniß zu Frau von Stein aber löſte ſich um dieſe Zeit gänzlich und zwar aus Gründen

die zum größern Theil Goethe zur Laſt fallen. Die edle feinfühlende Frau konnte es ihm nicht verzeihen, daß er bald nach der Rückkehr aus Italien aus bloßem ſinnlichen Bedürfniß ein Frauenzimmer zu ſeiner Geliebten machte, das in der That zu nichts weiterm geeignet war, als blos ſinnliche Bedürfniſſe befriedigen. Chriſtiane Vulpius, eine Schweſter des Verfaſſers des „Rinaldo Rinaldini" und zahlreicher ähnlicher Räuber- und Ritterromane, wurde ſeine Maitreſſe. Der Umgang mit ihr begeiſterte ihn zu den ſogenannten „Römiſchen Elegien", welche von Rom nur die Färbung tragen, das Thatſächliche davon gehört ſeinem Verhältniß mit der Vulpius an; auch ein Theil der „Venetianiſchen Epigramme" dürfte hierher zu ziehen ſein. 1789 zu Weihnachten gebar ſie ihm einen Knaben, Auguſt, den ſpätern Kammerherrn, den Stammhalter der Goethe'ſchen Familie. Goethe ſelbſt nannte ſein Verhältniß ſeitdem „ſeine Ehe", nahm die Geliebte ins Haus, ließ ſich auch am 19. October 1806 mit ihr kirchlich trauen; ſie ſtarb den 6. Juni 1816.

Schon dieſe eben geſchilderten Verhältniſſe wären hinreichend geweſen, dem Dichter die nordiſche Heimat zu vergällen; noch mehr aber that es der Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution, welche ſich um dieſe Zeit immer gewaltiger entwickelte und ihre Wogen immer höher, immer weiter trieb. Eine Natur wie Goethe, ſo ganz auf die Entwickelung des ſchönen Individuums gerichtet und dieſer Aufgabe ſo klar bewußt wie er es beſonders ſeit dem Aufenthalt in Italien geworden war, konnte durch einen derartigen Zuſammenſturz alles Beſtehenden, durch eine ſolche Entfeſſelung dämoniſcher Kräfte nicht anders als im tiefſten Grunde verſtimmt und beunruhigt werden. Seine Welt war die friedliche Welt des Schönen, ſeine Schätze lagen im Innern der harmoniſch gebildeten, in Schönheit verklärten Seele; die hiſtoriſchen Mächte waren ihm etwas Unbequemes, er erkannte ihre Größe wol von Weitem an, aber in ſeine Nähe gerückt, ſtörten ſie ihm ſeine Kreiſe und nahmen ihm

die freie wolkenloſe Ausſicht, deren ſein Künſtlerauge bedurfte. Ihn deshalb der Feigheit oder des Knechtſinns zu beſchuldigen, iſt ebenſo roh wie einfältig; jedem Menſchen, auch dem größten, ſind ſeine Schranken geſetzt, und je mehr er dieſelben reſpectirt, und je treulicher er ſie auszufüllen bemüht iſt, auf um ſo feſterm Grunde ruht ſeine Größe. Dieſe Schranken der Goethe'ſchen Natur aber, die ihn verhinderten, an den politiſchen Ereigniſſen ſeiner Zeit ein unmittelbares perſönliches Intereſſe zu nehmen, hängen aufs innigſte zuſammen mit der geſammten Grundlage ſeines Weſens; er hätte nicht müſſen er ſelbſt ſein, die Geſchichte ſelbſt hätte es ihm nicht müſſen als ſeine Aufgabe zuertheilt haben, die perſönliche Entwickelung zum Ideal des Kunſtſchönen darzuſtellen, hätte er anders handeln wollen. Darum auch, ſtatt mit Goethe zu rechten, daß er ſeine Poeſie nicht in den Dienſt dieſer neuen Weltentwickelung geſtellt hat, ſollen wir vielmehr den Muth und die Ausdauer anerkennen, mit der er das ihm Fremde und Widerſtrebende wenigſtens kennen zu lernen ſuchte, und wo er irgendetwas darin fand, das ſeiner Natur vereinbar, da war er auch ſofort bemüht, es ſich anzueignen. Goethe hat nicht wie die heutigen Helden der Reaction ſich hinter den Ofen verſteckt, bis das Wetter vorüber war und dann das Feuer des Himmels auf die beſiegten Frevler herabgeſchworen: ſondern er iſt der Schreckgeſtalt der Revolution auf den Leib gegangen, er hat dem geſchichtlichen Leben, das ihm ſo beängſtigend war, keck in die Augen geſehen und ſogar zahlreiche Verſuche gemacht mit Revolution und Geſchichte ſich poetiſch zurechtzufinden und auseinanderzuſetzen.

In letzterer Beziehung ſind beſonders „Der Großkophta" (1791; es iſt die berüchtigte Halsbandgeſchichte, welche die Franzöſiſche Revolution einleitete), „Der Bürgergeneral" und „Die Aufgeregten" zu nennen. Daß dieſe Verſuche ſämmtlich dramatiſche Form annahmen, iſt wol hauptſächlich aus dem Umſtande zu erklären, daß Goethe ſeit 1791 die Leitung

des neubegründeten weimariſchen Hoftheaters übernommen, wodurch er denn, nach langer Entfremdung, der praktiſchen Bühne zuerſt wieder angenähert wurde. Die Verdienſte, die er ſich dadurch um die Entwickelung unſerer dramatiſchen Kunſt erworben, ſtehen in der deutſchen Theatergeſchichte verzeichnet, die eine eigene von Goethe ſelbſt gegründete Weimariſche Schule kennt; auf dieſe werden wir ſogleich noch näher zu ſprechen kommen.

Aber auch perſönlich ſcheute er keine Anſtrengung noch Gefahren, ſich mit der Revolution zurechtzufinden; er begleitete den Herzog im Sommer 1790 nach Schleſien zu der berühmten Reichenbacher Convention und auch an dem Feldzug in die Champagne (1792), ſowie an der Belagerung von Mainz nahm er theil, die Gefährten aufrechterhaltend durch ſeinen heitern Muth und die großartige Ruhe, mit der er Menſchen und Dinge betrachtete. Seine Erinnerungen an dieſe denkwürdige Zeit hat er in den friſch und lebendig geſchriebenen Tagebüchern niedergelegt (zuerſt gedruckt in den Werken, 1822); dieſelben ſind in ihrer Art ebenſo vollendet und ſtehen in der deutſchen Memoirenliteratur ebenſo einzig da wie ſeine Tagebücher und Schilderungen aus Italien in der Reiſeliteratur. Auch ſeine Bearbeitung des „Reineke Fuchs" entſtand in eben dieſer Zeit; ſie wurde zum Theil während der Belagerung von Mainz vollendet, ein deutlicher Beweis von der Freiheit des Geiſtes, die Goethe ſich ſelbſt im Lärm des Feldlagers, unter dem Donner feindlicher Geſchütze, bewahrte.

Doch blieben das Alles nur Nebenarbeiten; ſeine Muſe, wie ſie nun einmal war, wußte mit dieſen gewaltigen Stoffen nichts Rechtes anzufangen, es waren Experimente, nichts weiter, und ſo vertiefte er ſich immer mehr in die Naturwiſſenſchaften, deren feſte, klare Objectivität ihm in dieſer ſtürmiſchen Zeit ein doppeltes Labſal war. 1791 und 1792 gab er ſeine „Beiträge zur Optik" heraus; auch die anatomiſchen, botaniſchen und mineralogiſchen Studien

wurden mit Eifer fortgeſetzt. Der Poeſie glaubte er ſelbſt ſich damals völlig abgeſtorben — und doch lebte bereits in ſeiner Nähe der Mann, der ihn in die Arme der Muſe zurückgeleiten und ihm, nach ſeinem eigenen Ausdruck, eine zweite poetiſche Jugend heraufführen ſollte, faſt noch reicher und köſtlicher als die erſte war.

Dieſer Mann war Schiller.

Bekanntſchaft mit Schiller. Gemeinſame Thätigkeit und Nachklang derſelben bis zu den „Wahlverwandtſchaften". 1795 — 1810.

Durch langjährige Gewohnheit iſt es uns gleichſam zur zweiten Natur geworden, Schiller und Goethe in demſelben Athem, wie zwei Manifeſtationen Einer und derſelben geſchichtlichen Entwickelung zu nennen; wir ſtreiten allenfalls darüber, wer größer oder weſſen Eigenthümlichkeit unſerm Geſchmacke mehr zuſagt, aber daß wir es hier mit den Kindern zweier Jahrhunderte, mit den Repräſentanten zweier grundverſchiedener Richtungen zu thun haben, das fällt wenigſtens der Mehrzahl der Beurtheiler nicht von weitem ein.

Und doch verhält es ſich in der That ſo und nicht anders. Schiller iſt der Vorläufer des 19. Jahrhunderts, wie Goethe der vollendete Ausdruck des 18.; wie bei Dieſem Alles reife vollendete Frucht, ſo iſt bei Jenem Alles Anfang und Knoſpe, der Inhalt ſelbſt aber iſt ein weſentlich verſchiedener. In Goethe, wie wir wiſſen, überwiegt, trotz aller objectiven Kraft und Sicherheit ſeiner Darſtellung, doch das ſubjective, innerliche Leben; er iſt der Dichter der ſchönen Perſönlichkeit, die ſich, in ſich ſelbſt befriedigt, abſchließt und in ſchönem Selbſtgenuß auf die Welt, die widerſpenſtige, verzichtet. In Schiller dagegen geht dieſe ſchöne Perſönlichkeit bereits über ſich ſelbſt hinaus und ſucht die Welt der Wirklichkeit, insbeſondere die gegenwärtigen geſchichtlichen Zuſtände ſich zu unterwerfen. Die Schönheit begnügt ſich bei ihm nicht mehr mit dem bloßen Selbſtgenuß, ſie tritt als erobernde Kraft in die Welt, die nun ebenſo ſchön,

ebenſo vollkommen, ebenſo harmoniſch werden ſoll, wie das Individuum ſich in ſeinem eigenen Innern fühlt. Goethe iſt nur der Dichter der Schönheit, er gehört einem theoretiſchen friedlichen Zeitalter an; Schiller dagegen, der Vorläufer einer neuen praktiſchen kriegeriſchen Zeit, iſt der Dichter der Freiheit, welche die Schönheit zu ihrer Vorausſetzung hat.

Und darin liegt nun eben der gemeinſame Boden, auf welchem beide Dichter, trotz dieſer Grundverſchiedenheit ihrer Natur und ihrer Beſtrebungen ſich zuſammenfanden und durch den es ihnen möglich wurde, auch jene perſönliche Freundſchaft unter ſich zu errichten, in welcher ſie ſelbſt, in dem ununterbrochen lebhaften Austauſch ihrer innerſten Gedanken und Meinungen, das höchſte Glück, die edelſte und reinſte Würze ihres Daſeins fanden. Gleich Goethe foderte auch Schiller, beſonders in dieſer letzten Epoche ſeines Lebens, ſtets nur das Höchſte von der Kunſt wie von ſich ſelbſt und fühlte ſich nur von der reinſten und ſtrengſten Form befriedigt; wie für Goethe, war die Kunſt auch für ihn eine Lebensaufgabe, gegen die alle andern Rückſichten verſchwanden und an deren glückliche Löſung er ſein ganzes volles Daſein, bis zum Opfer des Lebens ſelber, ſetzte. — Schiller hatte ſich auf durchaus andern Wegen entwickelt als Goethe; aber in Betreff Deſſen, was er von der Aufgabe der Kunſt im Allgemeinen ſowie im Speciellen von dem Beruf des Dichters dachte, war er zu demſelben Reſultat gekommen wie Jener. Jener claſſiſche Geſchmack, jene Wiedergeburt des Griechenthums, zu der Goethe theils durch den angeborenen Schönheitsſinn ſeiner Natur, theils durch den Aufenthalt in Italien geführt ward, war von Schiller auf dem Wege philoſophiſchen Nachdenkens gewonnen worden; was Jenem die italieniſche Reiſe, war Dieſem das Studium der Kant'ſchen Philoſophie geweſen. Das künſtleriſche Ideal, das beide Männer inſichtrugen, und die Innigkeit und Treue mit der ſie demſelben anhingen, war gleichſam das neutrale Gebiet,

auf dem ſie ſich zuſammenfanden; auch ihre perſönliche Bekanntſchaft wurde dadurch vermittelt.

Doch ging es damit ziemlich langſam. Die erſte Berührung im Sommer 1788 in Rudolſtadt, unmittelbar nach Goethe's Rückkunft aus Italien, war faſt feindſelig geweſen, und Schiller lebte bereits ſeit einer Reihe von Jahren in Goethe's nächſter Nachbarſchaft in Jena, ohne daß ſie ſonderliche Notiz voneinander genommen. Goethe bewahrte von Schiller nur den Eindruck ſeiner erſten wüſten Jugendwerke; er erkannte darin nur die Nachklänge ſeiner eigenen tumultuariſchen Jugend, und bei den ſo gänzlich veränderten Principien, welche er ſich ſeitdem angeeignet hatte, konnte dieſe Wahrnehmung freilich nicht anders als höchſt unbehaglich auf ihn wirken. In ſeinen Jugenddichtungen hatte Goethe nur das Princip der Natürlichkeit verfolgt; jetzt war ihm ein anderes höheres Geſetz aufgegangen, das Geſetz der Schönheit, und mit Unwillen glaubte er zu bemerken, wie Schiller mit ſeinen „Räubern", ſeinem „Fiesco" ꝛc. alle jene wüſten Geiſter wiederaufweckte, von denen er ſelbſt ſich mit ſo vieler Mühe und nicht ohne Schmerzen losgerungen hatte. Schiller dagegen, indem er Goethe's leichte glückliche Exiſtenz mit ſeinem eigenen mühſeligen kummervollen Daſein verglich, konnte ſich eines gewiſſen Gefühls der Bitterkeit nicht erwehren; es beſchlich ihn damals, nach ſeinen eigenen Worten, in Betreff Goethe's etwas von der Empfindung, „die Brutus gegen Cäſar gehabt", das Bewußtſein ſeines Werthes gab ihm ein Gefühl der Ebenbürtigkeit, und ſo mußte die Kälte, welche der große Dichter gegen ihn beobachtete, ihn oftmals erbittern und verſtimmen.

Erſt im Sommer 1794, bei Gelegenheit der „Horen", welche Schiller damals herauszugeben beabſichtigte und die wir als die journaliſtiſche Propaganda des neuen claſſiſchen Geſchmacks zu betrachten haben, hatte eine Annäherung ſtattgefunden. Zunächſt ſchriftlich; aber ſchon wenige Wochen ſpäter, im Juli deſſelben Jahres, trafen die beiden Männer

in Jena persönlich zusammen. Ein Gespräch über Natur und Naturerkenntniß, in das sie sich zufällig verwickelten, zog Beide aufs äußerste an und gab Veranlassung zu einem Briefwechsel, der bald überaus lebhaft wurde. Sie tauschten darin ihre Ideen über Poesie und Kunst und Schönheit aus; alle jene tiefsten Gedanken über die höchsten Ziele ihres künstlerischen Berufs, die so lange einsam in ihnen geschlummert, gewannen jetzt Gestalt und Leben und entwickelten sich, indem sich Einer in dem Andern wie in einem Spiegelbilde wiederfand, zu immer größerer Klarheit und Festigkeit. Eine besonders freudige Ueberraschung war es für Goethe, als Schiller ihm im Verlauf dieses Briefwechsels eine Charakteristik seines, des Goethe'schen Genius mittheilte, so tief, so wahr und dabei von solcher Wärme, wie Goethe noch nie hatte über sich urtheilen hören; ja er selbst verstand sich erst jetzt völlig, da die Hand des Freundes ihm die Grundzüge seines Wesens vorgezeichnet hatte. Damit war denn endlich die Rinde gelöst, welche die beiden Dichter bisher voneinander gehalten, und mit einem Wonnegefühl, dem nichts zu vergleichen, erkannten sich die ebenbürtigen und bisher so vereinsamten Geister.

Der Bund zwischen Schiller und Goethe ist eine Erscheinung, der die Literatur keiner Zeit und keines Volkes etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat; die schönsten Blüten der deutschen Poesie sind in dem neidlosen Wetteifer dieser beiden großen Geister gezeitigt worden. Jeder hatte (wir citiren wiederum Goethe's eigene Worte) „dem Andern mitzutheilen und von ihm zu empfangen". Schiller's edle Bescheidenheit, sein keuscher jungfräulicher Trotz schmilzt gleichsam und blüht auf unter dem Sonnenstrahl des Goethe'schen Auges, während Goethe, erwärmt von der Begeisterung des jüngern mitstrebenden Genossen, den nahenden Frost des Alters von sich schüttelt und noch einmal jung wird in reiner, köstlicher Poesie.

Die äußere Geschichte dieser Jahre ist außerordentlich er-

ereignißleer, wie denn überhaupt Goethe's Leben von der Rückkehr aus Italien und der Champagne an aufhört, dem Chroniſten etwas Erhebliches darzubieten. Allein um ſo reicher iſt das innere, geiſtige Leben. Unter Schiller's Zuſpruch vollendete Goethe zunächſt den „Wilhelm Meiſter". Beinahe zwanzig Jahre waren vergangen, ſeit der Dichter die erſten Zeilen dieſes Werkes geſchrieben hatte, und auch der Plan ſelbſt hatte während dieſer langen Zeit die vielfachſten Abänderungen und Erweiterungen erfahren. Urſprünglich angelegt auf einen Theaterroman, in welchem Goethe die bunten Erfahrungen niederzulegen gedachte, die er in ſeinem Verkehr mit der Bühne gemacht, hatte es ſich umgeſtaltet zu einem Gemälde der ganzen damaligen höhern Geſellſchaft, wie Goethe dieſelbe in ſeinem höfiſchen Treiben kennen gelernt hatte. Den Faden, auf welchem dieſe bunten Gemälde ſich abrollen, liefert Goethe's eigene künſtleriſche Entwickelung, den Schlußaccord aber bildet auch hier wieder jene große Lehre von der Entſagung, der Selbſtbeſchränkung, in welcher der Dichter mehr und mehr das Reſultat ſeines vielbewegten Lebens, die Summe alles menſchlichen Wollens und Vollbringens erkannte.

Daneben wurden für die „Horen" die „Römiſchen Elegien" druckfertig gemacht; „Benvenuto Cellini" wurde neu bearbeitet, die „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter", eine Sammlung kleiner anmuthiger Erzählungen, in welche das Gewitter der Franzöſiſchen Revolution nur noch von fern hereindröhnt, angefangen. Zu derſelben Zeit entſtanden die berühmten „Xenien", die in dem von Schiller herausgegebenen „Muſenalmanach" für 1797 veröffentlicht wurden. Die „Xenien" waren der erſte revolutionäre Ausbruch des neuen claſſiſchen Geſchmacks gegen die bisherige Mittelmäßigkeit, die ſich denn freilich aufs tiefſte davon verletzt fühlte und den übermüthig genialen Angriff mit plumpen Keulenſchlägen erwiderte. Zugleich aber dürfen wir ſie auch als das eigent-

liche Siegel unter dem Freundſchaftsbunde der beiden Dichter bezeichnen. Von hier an beginnt die Solidarität der Namen Goethe und Schiller; wie dieſe neue claſſiſche Bildung, deren Fahne ſie ſo trotzig vor aller Welt aufzogen, das gemeinſame Product ihres Nachdenkens, ihrer Briefe und Geſpräche war, ſo waren auch die „Xenien" das gemeinſame Product beider Dichter. Häufig gab der Eine den Gedanken, der Andere die Form und umgekehrt; ja ſo innig war dieſer Austauſch, daß ſie ſelbſt beſchloſſen, die „Xenien" ſtets nur als ihr gemeinſchaftliches Product zu betrachten, an welchem keinem von beiden ein ausſchließliches geiſtiges Eigenthumsrecht zuſtehen ſollte.

Dieſer geräuſchvollen Exploſion folgten nun im nächſten Jahre (1797), ebenfalls im Wetteifer mit Schiller, jene berühmten Balladen, die noch jetzt die Zierde unſerer lyriſchen Dichtung bilden; während Schiller mit ſeinem „Taucher", den „Kranichen des Ibykus", dem „Gang nach dem Eiſenhammer" ꝛc. hervortrat, lieferte Goethe „Die Braut von Korinth", „Der Zauberlehrling", „Der Gott und die Bajadere" und Anderes, was an ſeine beſten Zeiten erinnerte, ja ſie zum Theil noch übertraf.

Eine zweite Reiſe nach Italien, welche Goethe um dieſe Zeit beabſichtigte (Juli bis November 1797), gelangte wegen der Kriegsunruhen nicht zur Ausführung; der Reiſende mußte von der Schweiz aus wieder umkehren, fand ſich jedoch hinlänglich entſchädigt durch das reiche poetiſche Leben, das Schiller, damals auf dem Höhenpunkt ſeiner geiſtigen Kraft, um ſich verbreitete und in das er ihn ſelbſt immer wieder aufs neue hineinzuziehen wußte. Während Jener an „Wallenſtein" arbeitete, durch den das claſſiſche Anſehen der weimariſchen Bühne entſchieden ward, nahm Goethe den „Fauſt" wieder vor, zu deſſen Vollendung Schiller ihn unaufhörlich antrieb. Unter dem günſtigen Einfluß dieſes Freundes gelang es ihm ſogar, jener politiſchen Stoffe Herr zu werden, die ihn bisher ſo vielfach geängſtigt und verdroſſen

hatten, und ihnen einen vollen poetiſchen Silberblick abzugewinnen. Das war „Hermann und Dorothea", entworfen 1796, vollendet 1797 unter Schiller's und Wilhelm von Humboldt's Beirath: eines der köſtlichſten unter Goethe's Werken und auch darum merkwürdig, weil es ſozuſagen den Frieden des Dichters mit dem Publicum wiederherſtellte. Denn nachdem ſeine Werke in den letzten zwanzig Jahren nur eine laue Theilnahme gefunden, wurde „Hermann und Dorothea" mit einem Beifall aufgenommen, der an „Götz" und „Werther" erinnerte; es wurde ein Lieblingsbuch der Nation und hat ſich in dieſer Stellung erhalten bis auf die Gegenwart.

Durch dieſen Erfolg ermuntert, entwarf Goethe in dieſer Zeit noch einige andere epiſche Pläne: „Die Jagd", ſpäterhin als „Novelle" in Proſa ausgeführt, die „Achilleïs" und den „Tell", welch letztern er jedoch ſpäter an Schiller zur dramatiſchen Bearbeitung abtrat.

Dieſer ſiedelte 1799 nach Weimar über; der Umgang zwiſchen den beiden Freunden wurde infolge deſſen immer inniger, die gemeinſame Thätigkeit immer größer und fruchtbarer. Den eigentlichen Mittelpunkt derſelben bildete jetzt das weimariſche Theater. Wie oben erzählt worden, hatte Goethe die Leitung deſſelben bereits 1791 übernommen. Anfangs führte er den Thespiskaren mit ziemlich lockern Zügeln; ſein Grundſatz war, keine Richtung auszuſchließen, die etwas Anmuthiges und Brauchbares darbot oder von der er ſich für das Publicum einige Anregung und Aufheiterung verſprechen durfte. So begünſtigte er anfangs beſonders Singſpiel und Oper; auch die Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Stücke, die eben damals an der Tagesordnung waren, gingen häufig und mit gutem Erfolg über die weimariſche Bühne. Erſt nachdem er ſelbſt ſich durch die Freundſchaft mit Schiller in ſeinen ſtrengen claſſiſchen Principien befeſtigt fühlte, fing er an, dieſelben auch auf ſeine Bühnenpraxis zu übertragen. Der weſentlichſte Beiſtand wurde ihm auch dabei

wieder von Schiller geleiſtet. Denn dieſer war es, der den „Wallenſtein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", kurzum jene ganze Reihe von Stücken lieferte, durch die er im Lauf weniger Jahre ein ganzes claſſiſches Repertoire herſtellte und den Theatergeſchmack der geſammten Nation auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe erhob. Auch in den praktiſchen Theatergeſchäften ſtand er Goethe'n treulich bei; auf Schiller's Betrieb wurde nicht nur Goethe's „Iphigenie", „Egmont", „Taſſo", ſondern auch Leſſing's „Nathan" zuerſt auf die Bühne gebracht und damit für dieſe ſelbſt eine ganz neue Epoche eröffnet. Schiller's energiſche, leidenſchaftliche Natur, die ſittliche Begeiſterung, mit der er Alles angriff, riß auch den bedächtigern Goethe mit fort, und ſo entſtand jener merkwürdige, in der Theatergeſchichte einzig daſtehende Verſuch einer idealen Bühne, welche, unabhängig von dem Geſchmack des Publicums, nur den reinſten und höchſten Zielen der Kunſt nachſtreben und ſich nur mit den Meiſterwerken aller Zeiten und Nationen erfüllen ſollte. Das Beſte mußten zwar immer die ſchon genannten Schiller'ſchen Stücke thun; aber auch mit der claſſiſchen Tragödie der Franzoſen, mit den Griechen, ja ſelbſt mit Calderon und den dramatiſchen Probeſtücken der neuen romantiſchen Schule wurden Verſuche angeſtellt. Auch was Goethe ſelbſt zu dieſem Behufe lieferte, waren im Grunde nur Experimente. Außer zahlreichen Prologen und Vorſpielen ſchrieb er ein Maskenſpiel im Geſchmack der Alten, „Paläophron und Neoterpe" (1800), auch bearbeitete er Voltaire's „Mahomet" (1799) und „Tankred" (1800). Selbſt „Die natürliche Tochter" (ſeit 1799, zuerſt aufgeführt 1803) war nicht viel mehr als ein Experiment; der Dichter wollte ſich darin noch ein mal mit den politiſchen Ideen der Revolution auseinanderſetzen und zwar diesmal in dramatiſcher Form, nachdem es ihm im Epos ſo trefflich gelungen war. Doch glückte der Verſuch nicht und das auf eine Trilogie angelegte Werk blieb unvollendet.

Hand in Hand mit diesen Bemühungen, ein neues, der idealen Geschmacksrichtung entsprechendes Repertoire herzustellen, ging nun aber das Bestreben, auch eine neue ideale Schauspielerschule zu gründen. Auch hier sollte die Schönheit das erste und oberste Gesetz sein, Alles sollte auf die Harmonie des Gesammteindrucks ankommen und Charakteristik und Naturwahrheit, diese bisherigen Pfeiler der Schauspielkunst, sollten davor in die zweite Reihe zurücktreten. Ueber den Werth dieser Bestrebungen, sowie überhaupt über die praktischen Erfolge der Goethe'schen Bühnenleitung ist sehr verschieden geurtheilt worden. Am nächsten zur Wahrheit treffen wir vielleicht, indem wir einräumen, daß zwar, solange Goethe selbst mit dem Uebergewicht seiner imposanten Persönlichkeit die weimarische Bühne beherrschte, dieselbe im Einzelnen manche höchst gelungene, in sich vollendete und harmonische Darstellung geliefert hat, immer natürlich in den Schranken jener idealen Sphäre, in welche Goethe die Bühne überhaupt erheben wollte; daß diese Richtung aber im Allgemeinen der deutschen Bühne nicht vortheilhaft gewesen ist, indem sie ein gewisses conventionelles Pathos, eine gewisse farblose rhetorische Manier begünstigte, die dann, in natürlicher Steigerung, mitgewirkt hat zu jenem Verfall, in welchem die deutsche Bühne sich gegenwärtig befindet und aus dem sie ohne eine Erneuerung unsers gesammten geistigen und politischen Lebens sich auch schwerlich wieder erheben wird.

So, in rastloser Thätigkeit, hatte Goethe das neue Jahrhundert angetreten, als ihn im Januar 1801 eine lebensgefährliche Krankheit überfiel. Sein Zustand setzte die Freunde in Sorge; doch die natürliche Kraft seines starken, glücklich organisirten Körpers widerstand dem feindlichen Anfall und mit neuem Eifer widmete der Genesene sich seinen künstlerischen Studien und Beschäftigungen. Besonders angelegentlich beschäftigte er sich in dieser Zeit mit Theorie und Geschichte der bildenden Kunst. Schon die Zeitschrift „Die Propyläen", die er von 1798 — 1800 herausgab, war diesem Gegen-

ſtande gewidmet geweſen; jetzt folgte das Buch über „Winckelmann und ſein Jahrhundert", die Bearbeitung von „Rameau's Neffen" und Anderes, was zum Theil in Zeitſchriften und Taſchenbüchern veröffentlicht ward. Auch in kleinern novelliſtiſchen Arbeiten und leichten lyriſchen Producten bewährte ſich die ungeſchwächte Fruchtbarkeit ſeines Talents — als plötzlich mitten in dieſes friſche, wetteifernde Treiben der Tod Schiller's gleich einem Blitz aus heiterm Himmel traf (9. Mai 1805). Es war ein harter, unheilbarer Schlag; Goethe ſelbſt fühlte, daß ihm damit die Hälfte ſeines Daſeins entriſſen war. Und ſeine Ahnung täuſchte ihn nicht. Zwar faßte er im erſten Schmerz den Vorſatz, die letzte poetiſche Arbeit ſeines Freundes, die Tragödie „Demetrius", die derſelbe als Fragment zurückgelaſſen, zu vollenden und dadurch dieſer Freundſchaft ſelbſt das würdigſte Denkmal zu ſtiften. Bald indeſſen mußte er ſich von der Unausführbarkeit dieſes Planes überzeugen und auch andere Umſtände traten hinzu, die ſeine Stimmung verdüſterten und die Schwungkraft ſeines Geiſtes lähmten. In der Poeſie kamen neue, zum Theil feindſelige Richtungen auf, über die er ſich wol in der Stille luſtig machte, aber ſie öffentlich zu bekämpfen, ſchien ihm nicht der Mühe werth; die treibende, zur That drängende Energie Schiller's fehlte, er ſchrieb wol noch „Xenien", aber ſie wurden nicht mehr gedruckt, ſondern wanderten in aller Stille in jenen „infernaliſchen Sack", in welchem er noch Anderes aufbewahrte, womit er ſeinem Unmuth über Zeit und Menſchen in der alten derben Weiſe Luft zu machen liebte.

Ueberhaupt zog er ſich von jetzt an von der Poeſie mehr und mehr zurück. Zwar gab er noch 1808 den vollſtändigen erſten Theil des „Fauſt" nebſt den Anfängen des zweiten Theils heraus, dem 1809 die „Wahlverwandtſchaften" folgten; dieſe letztern ein mit bewundernswerther pſychologiſcher Kunſt ausgeführtes Gemälde gewiſſer ſittlicher Verirrungen, wie Goethe ſie im Laufe ſeines Lebens an ſich und Andern erfahren hatte, in der Form voll einſchmei-

chelnder Anmuth und Leichtigkeit, im Grundgedanken von einer ſittlichen Erhabenheit und Strenge, vor der die thörichten Beſchuldigungen, die man auch in dieſer Hinſicht gegen Goethe erhoben hat, in nichts zerfallen.

Aber jener köſtliche Nachſommer von Poeſie und Jugendkraft, den Schiller ihm heraufgeführt hatte, war doch bei alledem vorüber und Goethe ſelbſt fühlte, daß ſein Alter gekommen war.

V. Goethe's Greiſenalter. 1810 — 32.

Noch weit kürzer als bisher können wir uns über den letzten Abſchnitt des Goethe'ſchen Lebens faſſen. Es war, wie wir ſie früher bezeichneten, die Epoche des Verarbeitens, des Wiederholens, der behaglichen ruhigen Beſchaulichkeit, Goethe blieb raſtlos thätig bis an ſein Ende, doch war es, den natürlichen Geſetzen des Greiſenalters gemäß, mehr eine reproducirende als eigentlich producirende, mehr eine ſammelnde und abſchließende als anregende Thätigkeit.

Sein äußeres Leben verfloß in ruhigſtem Gange. Selbſt die Kataſtrophe von Jena, die anfangs ſein Leben in Gefahr gebracht hatte und die ihn mit doppelter Schwere traf, ſolange ſie ſeinen fürſtlichen Freund und Gebieter zu gefährden drohte, ging glücklich vorüber. Daß er den Tumult, welchen das Ereigniß in der weimariſchen Geſellſchaft hervorbrachte, benutzte, ſich in aller Stille mit ſeiner „Kleinen" kirchlich verbinden zu laſſen, wurde bereits erwähnt. Ebenſo die Audienz, die er bei Napoleon 1809 zu Erfurt hatte. Der Held des Jahrhunderts bezeigte dem Dichter die ſchmeichelhafteſte Aufmerkſamkeit und auch dieſer fühlte ſich von dem Heroiſchen der Erſcheinung, die Alles weit und breit überragte, wie der Rieſe die Zwerge, unwiderſtehlich ergriffen. Dagegen ließen die Ereigniſſe von 1813 den Vierundſechzigjährigen ziemlich kühl; er fand da zwar vielen ſchönen, edlen Eifer, aber keinen großen heldenhaften Charakter, der ihm

als Dichter imponirt hätte und auch keine Thaten aus dem Vollen, Urſprünglichen, wie er ſie liebte.

Die Erhebung ſeines Fürſten zum Großherzog hatte auch für Goethe mancherlei Zuwachs an Ehre und Auszeichnung zur Folge. Häufige Badereiſen, beſonders nach Böhmen, erhielten ihn in angenehmem geſelligem Verkehr. Auch beſuchte er nach wiederhergeſtelltem Frieden noch zwei mal raſch hinter einander (1814 und 1815) den heimatlichen Main und Rhein, wo er ſich denn auch mit der altdeutſchen Kunſt, von der er ſeit Italien nichts Rechtes mehr hatte wiſſen wollen, wieder ausſöhnte.

Im Uebrigen lebte er meiſt auf ſein Haus beſchränkt. Daſſelbe war ein Geſchenk ſeines Fürſten, womit derſelbe ihn bei der Rückkehr aus Italien überraſcht hatte; an einem freien Platz gelegen, von einer für das damalige Weimar ungewöhnlichen Stattlichkeit, mit heitern und würdigen Räumen, wurde es von ihm durch zahlreiche Gemälde, Kupferſtiche, Abgüſſe, Münzen und andere Sammlungen, die ſeinem Alter die behaglichſte Beſchäftigung darboten, zu einem wahren Kunſttempel umgeſchaffen. Hier bildeten ſeine Schwiegertochter Ottilie von Pogwiſch, Heinrich Meyer, Riemer, Kanzler von Müller, ſpäter auch Eckermann, Göttling und Andere einen liebevoll hütenden Kreis, während zahlloſe Fremde von nah und fern, die geiſtige Blüte der Nationen, herbeiſtrömten, dem älteſten und berühmteſten Dichter Europas, deſſen Ruf die ganze gebildete Erde erfüllte und deſſen Namen das Symbol einer neuen, von ihm ſelbſt ſo genannten „Weltliteratur" wurde, ihre Huldigungen darzubringen. Ein ſeltſames Intermezzo bildete ſeit 1811 Bettina Brentano, vermählte von Arnim, eine Enkelin ſeiner Jugendfreundin Laroche, die ſich dann einige Jahre nach ſeinem Tode durch ihr poetiſches Werk „Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde" ſo berühmt gemacht hat. Ernſthafter war einige Jahre zuvor eine zärtliche, wie man ſagt nicht unerwiderte Neiguag geweſen, die er für eine junge Anverwandte des From-

mann'ſchen Hauſes in Jena, Minna Herzlieb faßte und von der die Spuren ſich auch zum Theil in den „Wahlverwandtſchaften", im Charakter der Ottilie und deren Schickſalen wiederfinden; auch die berühmten Sonete, die Bettina in dem obengenannten Werke naiv genug war auf ſich zu beziehen, ſind an dieſe Dame gerichtet. — Noch gefährlicher für den Frieden ſeines Herzens drohte eine Leidenſchaft zu werden, welche eine ſchöne Mecklenburgerin, Fräulein von Levezow dem Vierundſiebzigjährigen im Bade zu Marienbad einflößte; ihr verdanken wir die herrliche „Trilogie der Leidenſchaft" (1823). — Große Verehrung genoß der Dichter in Berlin; Zelter, dem er ſeit den neunziger Jahren befreundet war und der eine Menge Goethe'ſcher Lieder vortrefflich in Muſik geſetzt hatte, berichtete in häufigen Briefen treulich, was ſich in Literatur, Kunſt, Geſellſchaft in dem Babel an der Spree zutrug und erſetzte ſo einigermaßen die Einförmigkeit des weimariſchen Aufenthalts.

Denn dieſer allerdings wurde immer ſtiller und einſamer. Von den alten Freunden ſtarb Einer nach dem Andern. Herder hatte im Jahre 1803 den Anfang gemacht; kurze Zeit darauf war Schiller gefolgt. Im Juni 1828 ſchied auch Karl Auguſt, nachdem er noch drei Jahre zuvor die fünfzigjährige Wiederkehr von Goethe's erſtem Eintritt in Weimar aufs feierlichſte hatte begehen laſſen. Volle dreiundfünfzig Jahre waren Goethe und Karl Auguſt verbunden geweſen und nie hatte eine Wolke des Misverſtändniſſes ihre Freundſchaft getrübt: ein glänzendes Zeugniß, das beide Freunde gleichmäßig ehrt. Bald darauf (Februar 1830) folgte auch Großherzogin Luiſe, im November deſſelben Jahres aber hatte Goethe noch den Schmerz, daß ſein einziger Sohn Auguſt ihm während eines Aufenthalts in Rom entriſſen ward. Von amtlichen Geſchäften und Verpflichtungen hatte er ſich allmälig ganz frei gemacht; von der Leitung des Theaters, die ihm in den letzten Jahren mehr und mehr zur Laſt geworden, war er bereits 1817 zurückgetreten und

nur der Universität Jena und den dortigen wissenschaftlichen Sammlungen widmete er fortdauernd eine liebevolle Aufmerksamkeit.

Diesem gemessenen Gang seines äußerlichen Lebens entsprach auch seine geistige Thätigkeit. Das Hauptwerk dieser Epoche ist die Selbstbiographie, die er unter dem Titel „Wahrheit und Dichtung" niederschrieb. Den Anfang dazu hatte er schon 1809 gemacht; der vierte Band, der bis auf die Bekanntschaft mit Lili und die erste Schweizerreise reicht, wurde 1824 niedergeschrieben, trat jedoch erst nach dem Tode des Dichters in die Oeffentlichkeit. „Wahrheit und Dichtung" gehört zu dem Wichtigsten, was Goethe uns überhaupt hinterlassen; es wurde der Grundstein der deutschen Memoirenliteratur, ein Werk voll echten historischen Geistes, und auch das Verständniß und die richtigere Würdigung der Goethe'schen Dichtungen von Seiten des größern Publicums wurde dadurch wesentlich erleichtert und verbreitet. Ein unschätzbares Verdienst erwarb Goethe sich ferner durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller, die ihn von 1825 — 28 beschäftigte. Gleichzeitig unternahm er auch eine neue vollständige Ausgabe seiner gesammten Werke. Dieselbe trat seit 1825 in vierzig Bänden ans Licht; bei der vielfachen Arbeit und Mühe, welche sie dem Dichter verursachte, fand er an jüngern Freunden, namentlich an Riemer, Eckermann und Göttling, freundliche und geistvolle Unterstützung.

Unter den poetischen Arbeiten dieser Epoche nehmen die „Zahmen Xenien" den ersten Platz ein. Es ist die richtige und naturgemäße Poesie des Alters, nämlich eine Poesie der sinnigen Betrachtung, der leidenschaftlosen behaglichen Reflexion. Die „Zahmen Xenien", die sich über alle Richtungen der damaligen Literatur, der Wissenschaft und Kunst, der Politik ꝛc. verbreiten, bilden das eigentliche poetische Tagebuch des greisen Goethe; es sind kurze meist volksthümlich gehaltene Denksprüche, in denen die Weisheit eines achtzigjährigen Lebens oft mit bewundernswerther Prägnanz des Ausdrucks nieder-

gelegt iſt. Der „Weſtöſtliche Divan", der 1819 erſchien, machte Epoche durch die Einführung des orientaliſchen Geſchmacks in die deutſche Poeſie. Einem ſiebzigjährigen Greiſe war dieſer Quietismus der Weltanſchauung und dies tändelnde Spiel mit der ſchönen Form ganz angemeſſen, aber auch nur ihm; das hätten ſeine zahlreichen Nachahmer bedenken und hätten darum weniger eifrig ſein ſollen, einen Geſchmack in Deutſchland zu verbreiten, welcher mit den ſtrengen claſſiſchen Principien, für die Goethe ſelbſt in den Jahren ſeiner Kraft ſo tapfer geſtritten, in ſo entſchiedenem Widerſpruche ſtand. Freilich lag dieſer Quietismus in dem geſammten Bedürfniß der damaligen Zeit. Es war die Zeit der politiſchen Reſtauration; den leidenſchaftlichen aber vergeblichen Hoffnungen, zu denen die Zeit der Befreiungskriege die Nation entzündet hatte, war eine ebenſo tiefe Abſpannung und Erſchlaffung gefolgt und dieſe Erſchlaffung fand nun in der weichlichen, träumeriſchen Poeſie des Orients einen ganz natürlichen und entſprechenden Ausdruck. Darum aber iſt es auch nicht geſtattet, Goethe für die nachtheiligen Einwirkungen, welche die Verbreitung dieſes Muſters auf unſere Dichtung gehabt hat, verantwortlich zu machen, er folgte nur den natürlichen Bedingungen ſeiner Entwickelung; wenn die Zeit keinen beſſern Gebrauch davon zu machen wußte als ſie gethan, ſo war das ihre Schuld, nicht ſeine. Auch „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre" (1821 — 29) ſowie der zweite Theil des „Fauſt", der 1825 — 31 vollendet ward, tragen bei einzelnen großen Schönheiten die Spuren des Alters unverkennbar an ſich. Von wiſſenſchaftlichen Werken ſind aus dieſer Zeit hauptſächlich die „Farbenlehre" (1810), die Goethe in eine heftige Polemik mit den Anhängern Newton's verwickelte, ſowie die geſammelten Schriften zu „Kunſt und Alterthum" (ſeit 1816) namhaft zu machen.

Im Auguſt 1831 beſuchte Goethe noch ein mal die Gegend von Ilmenau, wo er mit ſeinem fürſtlichen Freunde ehedem ſo viele glückliche Tage verlebt hatte; ſinnend ruhte ſein Auge

auf der Wand des Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn, auf der er vor mehr als fünfzig Jahren das berühmte „Unter allen Wipfeln iſt Ruh'" niedergeſchrieben hatte, und eine Thräne perlte in ſeinem ſonſt ſo klaren hellen Blick.

Den nächſtfolgenden Winter verlebte er in gewohnter Rüſtigkeit zwiſchen ſeinen Büchern und Sammlungen, mit Kunſtbetrachtung, Lectüre und einem ausgedehnten Briefwechſel beſchäftigt. Auch den Naturwiſſenſchaften, namentlich dem eben damals ausbrechenden Streit zwiſchen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire wandte er eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit zu. Am 16. März 1832 fühlte er ſich unwohl; ohne eigentlich ausgeſprochene Krankheit verſchlimmerte ſein Zuſtand ſich doch ſchnell, und bald mußten die Freunde die Hoffnung aufgeben, das theure Leben auch diesmal noch erhalten zu ſehen. Doch behauptete die Klarheit ſeines Geiſtes ſich faſt bis zum letzten Augenblick; nur kurz vor ſeinem Tode traten unter leichtem Schlummer Phantaſien ein, in denen er ſich namentlich mit Schiller beſchäftigte. Er ſtarb ſitzend in ſeinem Lehnſtuhl in der Mittagsſtunde des 22. März; ſein letztes Wort war: „Mehr Licht!"

In ganz Europa, ja in der ganzen gebildeten Welt wurde die Nachricht von Goethe's Tod mit erfurchtsvoller Trauer aufgenommen; Deutſchland vor allem fühlte, daß es ſeinen Dichterkönig verloren und daß Jahrhunderte werden vergehen müſſen, bevor zum zweiten mal ein ſo harmoniſch gebildeter, ſo in ſich vollendeter Geiſt aus den ſchöpferiſchen Händen der Natur hervorgeht. Inzwiſchen ſind uns ſeine Werke, iſt uns ſein Gedächtniß geblieben; ſuche wir beide würdig zu benützen.

„Und wenn ſich meine grauen Wimpern ſchließen,
So wird ſich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei deſſen Wiederſchein von jenen Sternen.
Die ſpätern Enkel werden ſehen lernen,
Um in prophetiſch höheren Geſichten
Von Gott und Menſchheit Höh'res zu berichten."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.